



Illustriertes Familienblatt. Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen **Nummern** vierteljährlich **2 M.** oder in vierzehntäglichen **Doppelnummern** zu je **30 Pf.**; mit Frauenblatt in wöchentlichen **Heften** zu je **25 Pf.** oder in vierzehntäglichen **Doppelheften** zu je **50 Pf.**

Ein wunderlicher Heiliger.

Von Rudolph Straß.

Nun ja, Sie mögen das ja eine Vernunftsthe nennen, Fräulein Rasmussen! — wenn das Herz im Anfang nicht gerade stürmisch mitspricht“ — sagte Erich Bardeleet. „Aber warum soll man nicht schließlich auch einmal im Leben vernünftig sein?“

Dabei sah er über den kleinen, mit dem Nachmittagstee besetzten Tisch hinüber Thomaßine Rasmussen fest in die Augen, die groß und blau waren wie die feinen und einen ebenso unsicheren, zweifelnden und zögernden Ausdruck hatten, als seine eigenen klar und kühl erschienen. Er wußte: es lag für viele Menschen etwas Zwingendes in der kaltblütigen Sicherheit seines Blicks, namentlich für Frauen, wenn er wollte. Und er wollte diesmal so sehr, wie noch nie in seinem Leben.

Er war ein großer schlanker hübscher Mensch, zu Ende der Zwanzig, mit regelmäßigen Zügen, hanseatisch hellblond. Und dadurch, daß sein Gesicht von heißer Sonne tiefbraun gebrannt war, leuchteten seine Haare und sein Schnurrbart förmlich weiß, und ebenso weiß blinkte, wenn er wie jetzt lächelte, der Saum seiner wohlgepflegten Zähne. Das erinnerte ein wenig an

ein Raubtier, aber an ein sehr gezähmtes. Er war tadellos gekleidet, von Kopf bis zu Fuß; in einem hellgrauen Sommeranzug, den Panamastroh Hut etwas zurückgeschoben, die langen Lackstiefel frisch abgestaubt, so sah er da und wartete, was Fräulein Rasmussen ihm antworten würde.

Aber sie erwiderte gar nichts, sondern schlürfte sehr nachdenklich ihren Tee und sah von ihm weg auf die Straße hinaus.

Sie sahen beide auf der Terrasse von Shepherds Hotel in Kairo inmitten des Schwarms der andern ägyptischen Wintergäste, zwischen denen die Schweizer Kellner und arabischen Diener huschten. Man war hier oben wie auf einer wohl verwahrten und vergitterten Insel, deren Treppenzugang braune Hotelfawaffen in malerischen, goldgestickten Gewändern bewachten, und unten zu den Füßen rollte wie ein wirr brausender und bunt glitzernder Strom das Leben des Morgenlandes dahin. Und es war, als betrachteten diese verwöhnten, bleichen und reichen Menschen aus dem Norden da oben das Treiben da unten wie ein geräuschvolles und grelles Ausstattungsfest, das man eigens



Ein Blumengruß aus Vierlanden.
Gemälde von W. Beckmann.

für sie eingeübt hatte und jeden Tag von neuem vom Morgen bis zum Abend ihren blasierten Augen und Ohren vorführte. Nur für sie, die wie die Wandervogel aus ihren grauen heimischen Tristen der Sonne und südlichen Wärme nachgezogen waren, drängte sich da das Volk der Levante im Gewimmel roter Fesse und standen die gelblichen indischen Kaufleute schlaubhinzeln unter der Tür ihrer Gewölbe und rannten die halbnackten, mit Glitter aufgezputzten nubischen Vorläufer, atemlos schreiend, vor den Glaskarossen ihrer Herren — nur für sie wandelte da unten der Koptenpriester und der Derwisch, der Meffkapitler und der Beduinenscheich — nur für sie trollten sich, wie Lasttiere bepackt, die Sudanneger und ritten die ägyptischen Effendis auf ihren Eseln und schlichen die Fellachen mit ihren schwarzverschleierte Frauen und marschierte mit Paukenschlag und Trompetengeschmetter das ägyptische Militär und gellte die Musik eines arabischen Hochzeitszugs und klingelten die Wasserverkäufer und lallten die Bettler und bellten die Hunde — und von oben, von der Terrasse, schaute Oldengland phlegmatisch zu.

Es sahen viele hübsche Britinnen und Amerikanerinnen an den Tischen ringsum und tranken Tee und knabberten Cafes und stixeten mit ihren Begleitern, aber keine schien Erich Bardefleet so hübsch wie seine Bremer Landsmännin ihm gegenüber, Thomazine Rasmussen. Sie war sechs, sieben Jahre jünger als er, erst Anfang der Zwanzig, auch groß und schlank, prachtwoll gewachsen. Ihr reiches Haar war von einem etwas dunkleren Blond als das seine. Sie hatte ihr liches Sommerkleid ein wenig zusammengerafft, denn von unten, von der Straße her, zupfte ein wollmähniger, mit Straußenfedern haufierender Berberiner aufdringlich daran. Sie beachtete den Mann so wenig, als ob er eine Fliege wäre. In dem Blick, den sie immer noch von Erich Rasmussen weggewandt hielt, lag etwas Leeres, Abgepanntes. Und etwas von innerer Unruhe, wie bei einem Menschen, der nicht recht weiß, was er tun soll . . .

Es war ihr ja nicht neu, daß ihr Bardefleet mehr oder minder offen den Gedanken nahelegte, seine Frau zu werden. So trieb er es schon zwei, drei Wochen lang, seit sie im Land war. Er war viel zu schlau und gewitzt, um zu früh in einer umständlichen und formellen Werbung, auf die ein „Ja“ oder „Nein“ erfolgen mußte, alles auf Spitze und Knopf zu setzen. Da kam zu viel auf Stimmung und Laune des Augenblicks an. Er ging lieber sicher und schob seine Schachsteine jede Stunde ein bißchen weiter vor und machte sie durch diese allmähliche Ungarnung wider ihren Willen wehlos und gewann von Tag zu Tag mehr Macht über sie. Sie fühlte das wohl.

Sie schwieg beharrlich. Beinahe feindselig. Beide schauten sich über den Rand ihrer Tassen, die sie ausschürften, prüfend in die Augen. Dann sagte er langsam: „Sie wissen immer noch nicht, Fräulein Rasmussen, was ich Ihnen für ein Opfer gebracht habe . . .“

„Wieso?“

„. . . indem ich gleich vom Sudan hierher zurück bin, wie ich hörte, Sie wären da . . .“

„Sie hätten ja auch noch dort bleiben können“, meinte Thomazine Rasmussen, so kühl wie sie vermochte. „Wenn es Ihnen solch ein Opfer war . . .“

„Aber . . . erlauben Sie . . . wenn man diese Schutz-erlaubnis vom Gouverneur des Sudans hat . . . diese Liste . . .“

Sie unterbrach ihn ungeduldig: „Ja . . . ich weiß . . . zwei Flußpferde . . . zwei Büffel . . . zwei Mähnenaffen . . . zwei Krokodile . . . zwei Giraffen . . .“

„Nein . . . nein . . . Giraffen beileibe nicht!“

„Aun . . . dann keine Giraffen! . . . Aber sonst alles paarweise . . . wie in der Arche Noah . . .“

„Und alle diese Tiere leben noch!“ sagte Erich Bardefleet, sich eine Zigarette anzündend, wozu er mit einem Blick ihre Erlaubnis eingeholt. „Ich habe unsonst tausend Mark für

meinen Jagdschein gezahlt. Ich habe kaum einen Schuß abgefeuert. Meine Flinten und alle meine Blechflinten schwimmen augenblicklich wieder unbenützt den blauen Nil hinunter nach Khartum, und ich bin hier . . .“

Sie zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: Gehen Sie doch wieder in den Sudan, wenn es dort so schön ist, und er fuhr fort: „Und ich bin sehr froh und glücklich darüber. Hier hat man doch endlich Gelegenheit, sich ungestört kennen zu lernen und auszusprechen . . . ganz anders als daheim . . . empfinden Sie das nicht auch als eine wahre Wohltat, Fräulein Rasmussen?“

„Gott . . . ja . . . wenn es der Zufall gerade so gewollt hat.“

Darauf erwiderte er nichts. Aber die Spur eines Lächelns, das bei ihrem Wort „der Zufall“ auf seinem braungebrannten Gesicht erschien, reizte sie, und sie verlegte, beinahe zu hastig, um nur ja jede Möglichkeit eines Mißverständnisses bei ihm zu unterdrücken, als sei sie feinetwegen gekommen: „Husebecks haben sich doch ganz plötzlich entschlossen, diesen Winter nach Ägypten zu gehen!“

„Ach, Husebecks reisen doch jedes Jahr irgendwohin . . . und Sie waren noch nie mit.“

„Weil ich mich einer andern befreundeten Familie angeschlossen hab! Voriges Jahr war ich mit Wibalds in der Havanna . . . vor zwei Jahren mit Frau Päßoldt in Brasilien. Ich kann doch nicht allein reisen. Das ist doch bei uns in Bremen nicht Brauch!“

„Nein . . . aber ich finde nur gerade Husebecks nicht so besonders amüsant!“

„Dafür lassen sie mir auch ganz meine Freiheit! Sehen Sie nur, wie nett sie dort drüben an einem andern Tisch sitzen und gar nicht verlangen, daß ich ihnen Gesellschaft leiste.“

Sie wies mit dem Kopf nach rückwärts, wo der Konjul a. D. Husebeck, grauföpfig, hager und glattrasiert, nur mit einem schmalen Bartstreifen oben an den faltigen Wangen, das Bild eines ehrbaren und bedächtigen Kaufmanns, und seine runderliche und noch recht lebensfrische kleine Frau sahen, und nickte ihnen zu. Und Erich Bardefleet beharrte: „Husebecks sind ledern. Er spricht gar nichts, und sie erzählt nur, was sie alles in drei Weltteilen Zeit ihres Lebens gekocht hat.“

„Herrgott! Es reiste aber gerade niemand anders! Und in Bremen hab ich mich gelangweilt. Da wollt' ich mal wieder fort.“

Er schwieg und schaute sie nur freundlich, mit einem rätselhaften Lächeln an. In dem lag: Ohne mich wärst du doch nicht hier! Und sie verlegte gereizt: „Oder glauben Sie, daß es bei uns im Hause so amüsant ist, Herr Bardefleet — seit Papas Tod — wo Mama so fränklich ist und so wenig Menschen um sich sieht? Und meine Brüder und ihre Frauen — nun — die kennen Sie doch — da sind doch Husebecks nichts dagegen — für meine Brüder existiert doch überhaupt nur die Zigarrenernste auf Ruba für den einen und die Baumwolle von New Orleans für den andern. Und der einzige Amüsante von ihnen, der Marineoffizier, der schwimmt doch seit zwei Jahren wieder irgendwo bei China herum.“

„Und Sie amüsieren sich doch auch so gern!“ sagte Erich Bardefleet. „Sie sind doch auch der Ansicht, daß der Mensch zum Bergnügen auf der Welt ist. Ich erst recht. Sehen Sie: da treffen wir immer wieder in Gemeinsamem zusammen!“

Sie machte eine ungeduldige Handbewegung, aber er fuhr hartnäckig fort: „Sie müssen immer bedenken, Fräulein Rasmussen, daß andere Leute Ihnen das Leben viel schwerer machen würden. Die haben immer tausend Geschichten für ihre Mitmenschen im Kopf und sorgen sich um Gott und die Welt, und Sie sollen da dann auch mitmachen. Da bin ich doch anders! Ich finde, man ist sich selber am nächsten und soll darum vor allem an sich denken . . .“

„Das tun Sie ja auch gründlich!“

„Sie etwa nicht?“

Thomafine Nasmussen schwieg. Die Frage kam ihr unerwartet, und Erich Bardefleet setzte hinzu: „Die Arbeit ist ein Segen! Das sage ich ja auch. Man braucht nur nicht immer gleich selber zu arbeiten! Andere Leute tun's ja so gern! Ebenso wie für Sie Ihre Brüder Geld machen, sitzt in Bremen mein alter Herr im Kontor und grübelt über seinen Kaffee- proben, und wenn ich mich mal da sehen lasse, da warten er und mein Schwager nur darauf, daß ich bald wieder geh! Den Gefallen kann man ihnen ja tun . . . die Welt ist ja groß!“

Er brannte sich eine neue Zigarette an und wiederholte: „Die Welt ist groß, und ich finde das ein nettes Gefühl, daß, während man hier sitzt, irgendwo auf der Welt immer jemand für einen tätig ist. Zum Beispiel: ich kaufe mir einen südafrikanischen Minenshare, und sofort steigt dort ein Kuli in den Schacht und sucht für mich Diamanten. Oder ich habe ein Bergwerkstuz, und da holt gleich ein Mann in einer schwarzen Lederhose für mich Kohlen ans Tageslicht, oder ich habe amerikanische Eisenbahnaktien, und ein Lokomotivführer saust für mich mit hundertzwanzig Kilometern in der Stunde auf der Pacificbahn durch die Prärie dahin. Da behauptet man, die Sklaverei wäre abgeschafft! Lächerlich! . . . Gott sei Dank, existiert sie noch!“

„Sie sind ein rechter Egoist!“ sagte Thomafine Nasmussen. Erich Bardefleet lachte nur und zeigte dabei seine gefundenen weißen Raubtierzähne. Auf der Straße bewegte sich ein großes, ausgestopftes Krokodil auf und ab. Ein haarbuschiger Verberiner trug es auf dem Kopf und wollte es verkaufen. Fünf Pfund, drei Pfund, zweieinhalb, umsonst, und ein dicker Levantiner stieß ihn zur Seite und streckte gefälschte Starabäen empor, und ein Malteser haufierte mit Korallenketten und billigem Basartand, und alle lauderwelschten in schlechtem Englisch und deutschen Brocken, und aller Blicke hingen verschminkt und gierig an der lächelnden, beinahe regungslosen Welt der weißen Halbgötter da oben.

Mitten durch dies Getümmel ging ein etwa vierzigjähriger Araber in weißem Mantel, die Kapuze über das Haupt gezogen, alte, gelbe Pantoffel an den bloßen Füßen, eine Gestalt, wie man sie zu Tausenden sah. Er war mittelgroß und etwas beleibt. In der einen Hand trug er einen grünen, verschlossenen Sonnenschirm. Er schaute stillvergnügt und flüchtig einen Augenblick zu der Terrasse hinauf und wollte dann weiter, da tippte ihn Erich Bardefleet mit einer raschen Bewegung des Erkennens von oben auf die Schulter und bot ihm guten Abend: „Messakum-bil-kher!“ Und der andere blieb stehen und machte mit der kleinen, fleischigen Hand seinen Gruß von der Stirn zur Brust und erwiderte: „Messakum alläh bil-kher!“

Thomafine Nasmussen wußte, daß ihr Gefährte etwas Arabisch verstand. Das Gespräch zwischen den beiden interessierte sie nicht. Aber nun geschah etwas Wunderbares: Erich Bardefleet beugte sich vor und reichte dem Araber, diesem Mann aus dem Volk, der doch nichts anderes war als daheim ein Kutscher oder Dienstmann, zum Abschied seine Rechte, und jener nahm sie ohne Besinnen, als ob sich das so gehöre, murmelte sein: „All allah!“ — Mit Gott! — und trollte sich, den Kopf vorgebeugt, etwas eiliger und geschäftiger, als er gekommen.

„Wer war denn das?“

Erich Bardefleet lachte zu ihrer Frage und rieb sich die Hand mit seinem parfümierten Taschentuch ab. Dann sagte er: „Das? . . . Kilian Böhm!“

„Wer?“

„Doktor Kilian Böhm!“

„Ach Gott, ich meine doch den Araber, der eben wegging!“

„Nun ja . . .“

„Aber das war doch ein Eingeborener und kein Deutscher!“

„Beides!“

„Das verstehe ich nicht!“

„Er ist ursprünglich ein Deutscher — ein richtiger Doktor der Philosophie sogar — aber der Orient hat ihn, wie Sie sehen, mit Haut und Haaren verschluckt. Er bummelt ewig

hier herum — in den Cafés, auf den Straßen — am Nil unten — seit vielen Jahren. Manche behaupten sogar, er sei zum Islam übergetreten. Jedenfalls haust er in der arabischen Altstadt — wo, das wissen nur die Eingeborenen — und verschwindet dort und kommt wieder zum Vorschein, wie's ihm gerade paßt!“

„Aber was treibt er denn?“

„Gott . . . nichts — er macht sich so zu schaffen — trinkt seine vierzig Tassen Kaffee täglich . . . sitzt irgendwo in der Sonne und disputiert mit einem indischen Händler oder einem Nullah von einer Moschee oder einem Rabbiner, wer nun mehr recht habe — Buddha — oder Mohammed — oder Moses — oder er liegt lang im Staub, den Ellbogen aufgestützt, und spielt mit einem alten Feltreiber Schach oder sieht den Schlangenbändigern und Possenreißern zu — Hachisch soll er auch rauchen — ich weiß eigentlich auch nicht recht, wie er seine Zeit totschlägt.“

„Aber er muß doch einmal etwas gewesen sein?“

„Er war sogar ein ungeheuer gelehrtes Haus, als er vor langer Zeit herkam!“ sagte Erich Bardefleet. „Das verstehen alle, die's wissen können. Und dann hat er sich hier mit Ägyptologie befaßt — und wie die mit dem Buddhismus zusammenhängt und der wieder mit der griechischen Philosophie, und über all diesen verrückten Problemen hat er selber allmählich ein wenig den Verstand verloren und ist ein einfacher Weltweiser geworden, wie er behauptet — das ist nach seiner Meinung ein Mensch, der mit einem Fladen Brot, einem Zuckerrohrstengel und einem Trunk Nilwasser täglich auskommt und sonst nur noch einen Mantel, zwei Schuhe und ein wenig Sonne zum Dasein braucht. So hat er mir's einmal auseinandergesetzt und mir dann ganz ernsthaft erzählt, er hätte schon einmal ganz ähnlich gelebt — im alten Indien — zur Zeit des Buddha, da sei er in der Seelenwanderung ein Bühler namens Aggiveshano gewesen und Zeit seines Lebens unter den Wurzeln eines großen Baumes im Urwald geessen. Später gab er dann zu, er hätte es vielleicht auch nur im Hachischdusel geträumt, und lachte dabei. Man weiß bei dem Kerl ja nie, wo die Vernunft aufhört und die Verücktheit anfängt.“

„Ja, ist er denn aber auf keine Weise mehr zu retten?“

„Kilian Böhm? Der will doch gar nicht gerettet sein! Der ist sehr vergnügt! Dem tun wir leid! Der möchte lieber uns retten als wir ihn.“

Thomafine Nasmussen warf einen Blick die Straße hinab. Da war das ewig gleiche farbige Gewühl und Geschrei. Viele Araber in weißen Mänteln gingen da, aber der von vorhin war längst verschwunden. Und nun versetzte sie: „Das glaube ich Ihnen alles nicht, Herr Bardefleet! Sie binden mir da einfach etwas auf.“

„Nein — wahrhaftig nicht! Warum denn auch?“

„Nun, so zum Zeitvertreib! Wahrscheinlich war das ein ganz bescheidener, wirklicher Eingeborener, den Sie von irgendwoher kennen, und dieser Kilian Böhm existiert gar nicht!“

„Da würde ich mir gerade die Mühe geben, ihn zu erfinden!“ sagte Erich Bardefleet kurz und ein wenig verächtlich. Seine ganze Abneigung gegen alles im Leben, was krank oder arm oder vom Mißgeschick heimgesucht war, kam da zutage. Menschenwracks hielt man sich vom Leib. Und so fügte er nur noch hinzu: „Ich werde mich doch nicht mit Ihnen über Kilian Böhm streiten! Ein Possenreißer ist er . . . weiter nichts mehr. Man hört seine Tollheiten mal eine halbe Stunde an, dann ermüdet's . . . dann läßt man ihn wieder laufen . . . ah . . . da sind ja Anthony's!“

Anthony's waren ein junges amerikanisches Ehepaar, das sich in fliegender Eile, mit der Uhr in der Hand, Europa und die umliegenden Kontinente ansah. Auch einige andere Bekannte waren herangetreten, ein junger Wiener darunter, der jeden Satz mit „Ich bitte“ anfang und sich sein eigenes Automobil mit nach Ägypten gebracht hatte. Und man setzte sich zusammen und beratschlagte, was in den nächsten Tagen

geschehen solle. Heut abend Ball im Hotel. Morgen vor-mittag Polo für die Herren, shopping für die Damen. Und nachmittags?"

"Da trinken wir Tee im Ghezirehpalast!" schlug Thomafine Rasmussen vor, und Erich Bardefleet notierte sich ihre Wünsche, ohne erst die andern zu fragen. Die Pyramiden im Mond-schein? Da mußte man noch ein paar Tage warten. Aber übermorgen war Wettrennen . . . und abends eine Loge in der italienischen Oper . . . schön! Dann der Wohltätigkeits-basar zugunsten . . . ja, zu wessen Gunsten? Das hatte man vergessen. Es war ja auch ganz gleich. Hin mußte man jedenfalls. Und tags darauf der große Empfang in den Gärten des Khedive . . . man hatte alle Hände voll zu tun, wenn man den Müßiggang hier in vollen Zügen genießen wollte.

Und während sie so stritten und lachten, sah Thomafine Rasmussen plötzlich den Araber Doktor Kilian Böhm wieder. Er kam seines Weges zurück, unten an der Terrasse vorbei, und trollte sich mit einem weltentrückten, aber heitern Lächeln eilig wie ein vielbeschäftigter Mensch durch das Gedränge. Auch Erich Bardefleet hatte ihn, der Richtung ihres Blickes folgend, bemerkt und stand halb von seinem Stuhl auf und rief ihn an: ". . . Istanna schwaye! . . . Herr Doktor Böhm . . . Herrgott . . . warten Sie doch ein wenig . . ." und wirklich machte der Orientale in dem weißen Kapuzenmantel halt und schaute herauf, mit einer stillvergnügten Neugier, was das für närrische Leute seien, die da oben in solchen Haufen beisammensahen, und was die wohl von ihm wollten.

Fräulein Rasmussen konnte jetzt erst deutlich sein Gesicht sehen. Die Augen darin waren verschleiert, schwarz und weich wie Samt, und ebenso weichlich war der Mund, den ein kurzer, ganz feingekräuselter, dunkler Vollbart einrahmte, und die Nase und die ganze Rundung der Züge. Eigentlich ein schöner Mensch, nur etwas zu klein und zu beleibt. Er hatte etwas von einer Frau an sich, auch in der erwartungslosen Sanftmut, mit der er sie ansah, und es fiel ihr wieder auf, wie weiblich klein und dabei fleischig seine Hand war, als er seinen Salem machte.

"Also das ist Herr Doktor Kilian Böhm!" sagte Erich Bardefleet ernsthaft. "Hier . . . Fräulein Rasmussen . . ." er deutete auf seine Gefährtin . . . "will nicht glauben, daß Sie wirklich existieren!"

"Da hat sie sehr recht!" erwiderte der kleine Orientale unten rasch und entschieden auf Deutsch.

"Na . . . wieso? Da stehen Sie ja doch!"

"Wie wollen Sie das beweisen? Eigentlich ist wahr-scheinlich gar nichts da!"

"So? Und das alles da um uns . . ."

". . . Das sind die Löcher in der Wirklichkeit. Die leeren Stellen. Alles, was ist, ist unsichtbar . . ."

Kilian Böhm sagte das freundlich, so wie man vom Wetter spricht, und schaute dabei Thomafine aufmerksam an. Er schien zu erwarten, daß man ihn nun weiter gehen lassen würde. Aber Erich Bardefleet meinte: "Heut haben Sie Ihren ganz verrückten Tag! Vermutlich haben Sie gestern wieder zu viel Haschisch geraucht und sind auf dem Jupiter gewesen . . . oder was war es für ein Planet?"

"Der Saturn!" verbesserte der im weißen Burnus unten, ohne eine Miene zu verziehen.

"Na ja, und da finden Sie sich bei uns auf der Erde nicht gleich wieder zurecht, was?"

"Ich hab' gestern überhaupt nicht Haschisch geraucht, sondern sehr viel Pilsener Bier getrunken. Mit einem dicken Herrn aus Berlin. Er hatte eine Glaze und einen goldenen Zwicker. Ich kenn' ihn nicht. Ich mag ihn nicht wiedersehen!"

"Und was machen Sie jetzt?"

Der andere prüfte die Terrasse oben mit neugierigem Inter-esse. "Ich suche Menschen!" sagte er dann, halb lächelnd, halb verlegen. Es war wie eine Entschuldigung.

"Und haben Sie schon welche gefunden?"

Wieder musterte Kilian Böhm die Herren und Damen oben mit seinen sanften, dunklen Augen. Dann versetzte er aufrichtig: "Nein."

Das klang so bescheiden, daß die oben lachen mußten. Er selbst stimmte mit ein. Und Erich Bardefleet schlug ihm vor: "Kommen Sie mal 'rauf zu uns! Forschen Sie mal oben weiter!" Aber der andere schüttelte den Kopf und deutete auf den goldstrotzenden Kawaffen an der Treppe. Der ließ keinen Araber durch. Auch der hanseatische Patrizier oben sah das ein und meinte halb ärgerlich: "Das kommt davon, daß Sie in solch einem Mummenschanz herumlaufen! . . . Warum können Sie sich denn nicht manierlich in Rock und Hose kleiden wie alle Welt?" Und der unten antwortete ihm gar nicht, sondern sagte nur vertraulich, so als ob sie alte Bekannte wären, zu Thomafine Rasmussen: "Er haßt mich! Und dabei hab' ich ihm doch nie was Gutes getan!"

"Ach wo!" Erich Bardefleet beugte sich leutselig über die Gitterbrüstung vor. "Ich hab' Sie sehr gern. Erzählen Sie uns doch was von sich, Herr Doktor Böhm, Fräulein Ras-mussen ist so gespannt darauf . . ." Doch Kilian Böhm ver-neinte und schob die Kapuzenvölbung fester über sein tief be-schattetes, eigentümlich gelblichbraun getöntes Gesicht, in dem der Mund immer so freundlich war und die Augen so ver-fonnen. "Ich laufe nicht mit meiner Seele unter dem Arm herum!" sagte er. "Ich habe überhaupt keine!"

"Ich denke, Sie sind Buddhist und glauben an die Seelen-wanderung?"

"Ja, bei Ihnen! Passen Sie mal auf, wie Sie sich nach Ihrem Ableben verschlechtern! Sie kommen, wenn's hoch kommt, in ein Krokodil, so wie das da!" Er wies auf den unermüdetlich neben ihm mit seiner ausgestopften Panzereidechse hausierenden Berberiner. "Oder in einen Haifisch! . . . Warum? . . . Weil er einen schlechten, grausamen Charakter hat!" Er wandte sich bei diesen Worten wieder unmittelbar an Thomafine Rasmussen. "Er macht sich über mich lustig, schon die ganze Zeit, merken Sie das nicht?"

Dabei war solch ein Ausdruck kindlichen und hilflosen Erstaunens, wie man nur so europäisch roh und hart sein könne, auf seinen Zügen, daß Thomafine Rasmussen selbst sich über ihren saltblütig den verstaubten arabischen Pilger da unten wie ein merkwürdiges Gewürm fixierenden Gefährten ärgerte. Und Kilian Böhm wiederholte mit großer Bestimmtheit, als ein Mann, der nicht zum erstenmal lebte und mit solchen Dingen seit Jahrtausenden Bescheid wußte: "In vierzig Jahren haben Sie einen Haifischkopf, Herr Bardefleet!" Und ihr fielen dabei unwillkürlich all die ägyptischen Götter mit grinsenden Krokodil- und Löwen- und Sperberschädeln ein, die man massen-weise hier im Lande, in Stein gemeißelt, in den Museen und Tempeltrümmern sah. Und dann war seine Aufwallung schon wieder verslogen, und er setzte geheimnisvoll hinzu: "Sie müssen mal nach Bulak hinaus . . . da sind neue Ausgrabungen ausgestellt . . . aus Sakkara, ein bronzenes Krokodil . . . ich halte es für eine Emanation des Harpocrates mit dem Atef-diadem . . ."

"Graben Sie es wieder ein!" sagte Erich Bardefleet. "Das ist alles Unsinn!" und der andere wandte sich schweigend und bekümmert, ohne Gruß zum Gehen. Da tief er ihm nach: "Wo kann man Sie denn wieder mal treffen, Herr Doktor Böhm? Hausen Sie denn immer noch in dem unglaublichen Araberviertel da drüben?"

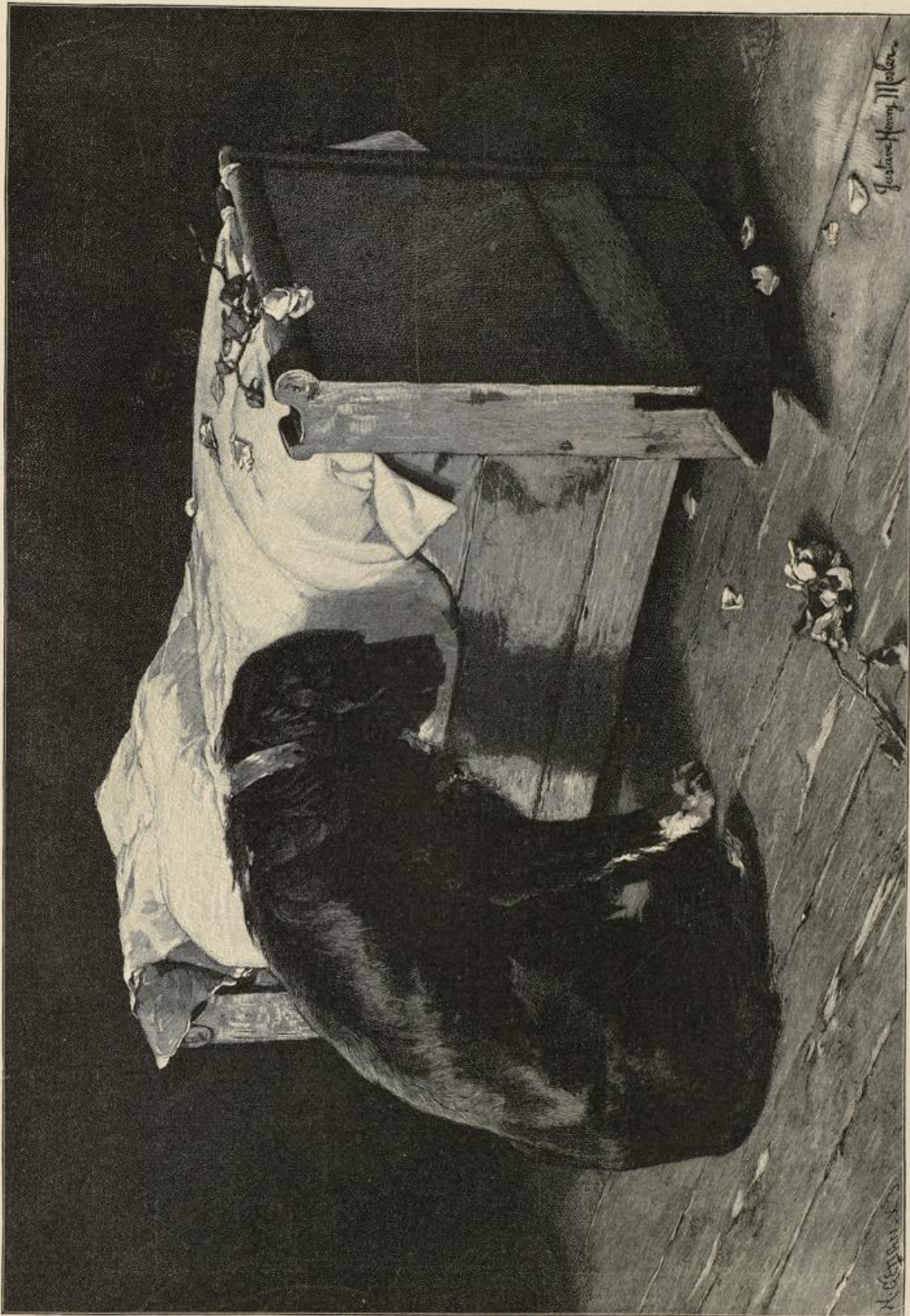
Kilian Böhm war stehen geblieben, klappte seinen schon aufgespannten grünen Sonnenschirm wieder zu und trat noch einmal näher. "Meine Wohnung ist jetzt gerade bei der Cheopspyramide links!" sagte er.

"Wieso? Da ist doch nur die Wüste!"

"Man muß doch in der Wüste wohnen!" Der unten schien ganz erstaunt, daß man das nicht sofort begriff.

"Ja, wie wohnen Sie denn da? Haben Sie ein Zelt?"

Der Orientale nickte. "s hat mir jemand eines geschenkt. Ein Selbstmörder!"



By permission of Raphael Tuck & Sons, London.

Freu bis in den Tod.
Gemälde von H. Mosler.

men
er

Er
wor:
oben
auf
inen
das
Sie
rum
iden
icht,
ren,
hab'

die
Sie
las-
wer-
be-
dem
wer-
Arm

len-

sich
hoch
den
chje

fter
lbar
itig.

osen
sein
sich
nten
erte.
als
hen
aren
elen
den
en-
und
hon
ffen
gen
ich
tef-

Das
ind
sch:
ftor
hen

hon
och
der

ten

?"
ift.

„. . . Ehe er sich umgebracht hat?“
 „Ja. Sich in andern Wesen. Es war ein Jäger. Gerade wie Sie. Jetzt ist er nach England zurück!“
 „So! Und was wird denn nun da mit Ihnen in der Einsamkeit? Man muß doch irgend etwas den Tag über treiben?“
 „Ich sitze eben im Sand!“ sprach Kilian Böhlm freundlich.
 „Nun, und dann?“
 „Dann scheint die Sonne auf einen.“
 „Und Sie lassen sie scheinen und tun nichts!“
 „Nein, wirklich nichts!“ Es war, als ob Kilian Böhlm sich gegen eine Beschuldigung verteidige.
 „Und das finden Sie nun hübsch?“
 „Es ist doch gewiß hübsch, wenn einmal alles um einen aufhört!“

Der Gelehrte im Araberkleid sprach das sanft, mit einer leisen Stimme, in der etwas von Traurigkeit oder Hoffnungslosigkeit lag. Dann grüßte er plötzlich zu denen da oben hinauf und ging rasch, als habe er etwas Versäumtes von Wichtigkeit nachzuholen, die Straße hinab. Ein sonderbarer Mensch gestellte sich da zu ihm, eine spitze Mütze auf dem Kopf, eine Menge aufgereihter Rosenkränze auf der Brust, mit bunten Zeugstreifen geschmückt. Und Kilian Böhlm schüttelte dem Derwisch kameradschaftlich die Hand, und beide bogen in eifrigem Gespräch und erregtem morgenländischen Gebärdenpiel in eine der dunkeln Seitengassen ein, die unmittelbar aus der breiten, halb europäischen Verkehrsader in das Araberviertel, in die Geheimnisse der alten Kalifenstadt führten.

Da verschwanden sie im Nu, so wie ein paar Vienen im Summen und Weben eines nach Tausenden ihresgleichen zählenden Korbes, und drüben, vor Shepheards Hotel, sagte Erich Bardehleet lachend zu Thomasine Rasmussen: „Nun, habe ich recht gehabt oder nicht?“ Und sie antwortete ernst: „Ja . . . das ist ein komischer Mensch.“

Dabei stand sie auf. Die Terrasse hatte sich schon halb geleert. Es war Zeit, an die große Toilette für den Abend zu denken. So verabschiedete man sich jetzt voneinander, und Erich Bardehleet fragte noch einmal: „Also morgen nachmittag sind wir draußen im Ghezirehpalast?“

Das war ja schon so abgeprochen. Aber Thomasine Rasmussen sagte plötzlich: „Ach, das ewige Ghezireh! Man müßte doch einmal etwas anderes vornehmen!“

„Sie haben nur zu bestimmen!“ erwiderte Erich Bardehleet. Alle warteten, was Fräulein Rasmussen vorschlagen würde. Sie war ganz von selbst der Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft geworden. Und so versetzte sie vergnügt: „Ich hab' eine Idee! Etwas ganz Neues!“

„Und das wäre?“

„Wir fahren nach den Pyramiden hinaus.“

Ein Schrei der Enttäuschung unterbrach sie. Die Pyramiden? Da war man doch schon hundertmal gewesen. Das war eine Sache für Hinz und Kunz!

„Aber so lassen Sie mich doch austreden! Wir sehen, wo da draußen das Zelt des Doktor Böhlm steht, und überfallen ihn da auf einmal! Was meinen Sie, Herr Bardehleet, kann man ihn besuchen? Das wäre doch dröcklich, zu beobachten, wie der da haust, in der Wüste.“

Zhr Freund zuckte die Achseln. „Natürlich kann man ihn besuchen! Mit Kilian Böhlm macht man doch weiter keine Umstände. Aber was dabei besonders Wertwürdiges jutage kommen soll . . .“

„Ja, ich weiß eigentlich auch nicht recht!“ Thomasine Rasmussen war selbst wieder zweifelhaft geworden. Aber nun war der Gedanke einmal da. Also hielt man ihn fest in Ermangelung eines besseren. Und es ward beschlossen, daß Kilian Böhlm am nächsten Nachmittage einen ungeahnten Besuch in seiner Einsiedlerhütte bekommen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrernot und Lehrermangel in Preußen.

Von J. Tevs.

Keine Schulklassen mehr als 30 Schüler!“ So schrieb vor einigen Jahren der derzeitige Rektor der Greifswalder Universität, und es gibt Staaten, in denen diese Forderung kein frommer Wunsch mehr ist. Je mehr Schüler in einer Klasse sitzen, um so leichter werden die Kinder an ihrer Gesundheit geschädigt, um so roher wird die Schulzucht und um so weniger ist der Unterricht eine wirkliche Pflege der Kräfte des Geistes und des Gemüts. Als krasses Gegenstück zu jener Forderung zählen die Zeitungen häufig ganze Reihen von preußischen Ortschaften auf, in denen ein Lehrer 120, 150, ja sogar 200 und mehr Kinder unterrichtet. Man liest aber derartige Mitteilungen gewöhnlich in der Meinung, daß es sich um seltene Ausnahmen handle, die durch Tod, Krankheit, Verzug und militärische Dienstleistungen der Lehrer zeitweise herbeigeführt würden. Nur wenigen kommen die Zahlen der amtlichen Statistik zu Gesicht, aus der zum Beispiel hervorgeht, daß die preußische Volksschule im Jahre 1901, wir nehmen runde Ziffern, zwar 104 000 Schulklassen, aber nur 87 000 Lehrer und Lehrerinnen, also 17 000 Lehrer zu wenig, hatte, und daß trotzdem noch über 1¼ Million Kinder in überfüllten Klassen, das heißt in Klassen mit 70 bis über 150 Kindern saßen. Jene ungeheuren Ziffern sind also keine seltenen Ausnahmen, sondern für ganze Gegenden des Staates Regel. Im Bezirk Posen zum Beispiel hatten die katholischen Landschulen 2104 Klassen mit 121 204 Kindern, aber nur 1194 Lehrerstellen. Im Kreis Koschmin unterrichteten 36 Lehrer 3989 Kinder in 60 Klassen, im Kreis Gostyn 55 Lehrer 5736 Kinder in 93 Klassen, im Kreis Kosten 56 Lehrer 6588 Kinder in 109 Klassen, im Kreis Grätz

41 Lehrer 4423 Kinder in 78 Klassen, im Kreis Neutonischel 30 Lehrer 3215 Kinder in 58 Klassen, im Kreis Samter 50 Lehrer 6432 Kinder in 99 Klassen usw. Wenn nun, was recht oft vorkommt, 20 vom Hundert der Stellen in einem Kreis unbesetzt sind, dann hat jeder zweite und dritte Lehrer 200 und mehr Kinder zu unterrichten. So germanisiert und zivilisiert die Unterrichtsverwaltung in der Ostmark!

In andern Bezirken steht es etwas, wenn auch nicht viel besser. Auch im Bromberger Bezirk waren in den katholischen Landschulen für 778 Klassen nur 448 Lehrerstellen eingerichtet und ein starker Prozentsatz davon unbesetzt, im Liegnitzer Bezirk für 2461 evangelische Landschulklassen nur 1341 Lehrerstellen vorhanden. Inzwischen ist nun der Lehrermangel stetig gestiegen. Die Zahl der Kinder in den Volksschulen ist mit der allgemeinen Volksvermehrung natürlich gewachsen. Wenn im Jahre 1901 5,6 Millionen Kinder in den preußischen Volksschulen unterrichtet wurden, so werden es nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 jetzt reichlich 600 000 mehr sein. Die zur ordnungsmäßigen Beschulung dieses Kinderzuwachses nötigen Lehrer waren aber nicht zu beschaffen.

Die Mutter des Lehrermangels ist die Lehrernot, die brutale Not, von der man einen Begriff bekommt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Zehntausende von Lehrern, nachdem sie sich in den ersten Amtsjahren mit einem aus Vorgehalt, freier Feuerung und Landnutzung zusammengesetzten Lohn von 2 Mark täglich entsprechend vorbereitet haben, ihre junge Ehe nach der Mitte der zwanziger Jahre mit 900 und 1000 Mark Einkommen begründen müssen, mit der Mitte der dreißiger Jahre 300 Mark mehr beziehen und end-

lich als angehende Greise mit 1800 bis 2000 Mark auf ihre Erfolge zurückblicken dürfen. Die große Mehrzahl der preussischen Volksschullehrer bezieht wenig höhere Gehälter. Die kleinere Hälfte tritt mit 900 bis 1000 Mark ins Amt, erhält nach vier Jahren 1200 Mark und steigt mit 31 Dienstjahren auf 2400 bis 3000 Mark. Ein Teil dieser Bessergestellten, in den großen Städten und in Industrieorten, beginnt mit 1200 Mark Gehalt, erhält nach vier Dienstjahren 1400 bis 1500 Mark und steigt auf 3200 bis 3300 Mark Höchstgehalt, vereinzelt (Frankfurt a. M., Berlin, Charlottenburg, Schöneberg usw.), auch auf höhere Sätze. An der Notlage der großen Mehrheit vermögen diese Ausnahmen aber nichts zu ändern, sie lassen den großen Rückstand der andern nur noch um so schroffer hervortreten.

Die preussische Unterrichtsverwaltung ist aber nicht der Meinung, daß hierin der Grund des Lehrermangels liege, sucht die Ursachen vielmehr in der ungenügenden Zahl der Lehrerbildungsanstalten. Sie hat darum in den letzten Jahren zahlreiche Seminare und Präparandenanstalten gegründet oder gründen lassen, für Unterstützungen und Prämien der Schüler in diesen Anstalten Hunderttausende hergegeben, in allen Kreisblättern und von den Kancellen herab die Vorzüge des Volksschulamtes rühmen und Stipendien ausbieten lassen. Aber die Erfolge sind mäßig. Im Jahr 1901 sahen in 111 Seminaren 11 034 Schüler, also in jeder Anstalt 100, 1905 bestanden 134 Seminare, aber sie hatten auch nur 11 575 Schüler, das heißt: jedes Seminar durchschnittlich 86. Die Anstalten waren also nicht zu füllen. Etwa 2000 Plätze blieben frei, und die außerordentlichen Kurse konnten nur die Hälfte dieser Zahl herbeischaffen. Die Zahl der Präparanden, die aber zu mehr als zwei Dritteln in Privatanstalten und außerordentlichen Kursen sitzen, würde genügen, um die Lücken in den Seminaren später auszufüllen, allein ein starker Prozentsatz gelangt nicht dahin. Durch das gewaltsame Werbesystem werden Elemente herangezogen, die inzwischen sich eines andern besinnen oder sich als ungeeignet erweisen. Daß die Auswahl nicht besonders peinlich ist, beweisen die auffallend ungünstigen Ergebnisse der späteren Lehrerprüfungen.

Das Unterrichtsministerium hat also mit seinem Vorgehen vollständig Fiasco gemacht. Die Anstalten werden nicht voller und die Lücken im Volksschulkörper immer größer. Der Volksschulunterricht steht in vielen Fällen nur noch auf dem Papier.

Sollte die Neigung, in den Volksschuldienst einzutreten, tatsächlich so gering sein? Aus den preussischen Volks- und Mittelschulen treten alljährlich etwa 400 000 Knaben ins Leben über; 6000, d. h. $1\frac{1}{2}$ v. H. würden zur Ergänzung und Verstärkung des Lehrkörpers der Volksschule genügen, ganz abgesehen von den aus den höheren Lehranstalten kommenden Anwärtern. Von 60 bis 70 Knaben sollte nicht einer Lehrer werden wollen? Hat das Lehramt eine so geringe Anziehungskraft, während alle andern Berufe, zu denen eine gute Schulbildung erforderlich ist, überfüllt sind?

Von einer Abneigung gegen den Lehrerberuf kann nicht die Rede sein. Im Gegenteil, in einem aufwärts strebenden Volk gewinnt der Lehrerberuf naturgemäß an Anziehungskraft. Das ganze Gland ist lediglich die notwendige Folge einer in ihren Grundlagen und in ihren Mitteln verfehlten Unterrichtspolitik, die nicht nur die eigentliche Ursache des Lehrermangels verkennt, sondern auch im Lehrerbildungswesen gänzlich verfehlte Wege geht.

Die Rekruten für die geistige Arbeit wachsen in ihrer Mehrheit heute in den größeren und mittleren Städten auf. Die städtische Bevölkerung überwiegt die des platten Landes erheblich, und die weiterführenden Lehranstalten werden in den mittleren und größeren Städten bis tief in die Arbeiterkreise hinein ausgenutzt. Die großstädtischen höheren Lehranstalten sind sämtlich gefüllt, größtenteils stark überfüllt, während es in den Schulen der kleineren Ortschaften an Schülern mangelt. Für einen Beruf, der eine so starke Zahl von Rekruten braucht,

wie das Volksschullehramt, muß also das Material zum großen Teil in mittleren und größeren Städten gesucht werden. Überblickt man aber die Namen der Ortschaften, in denen Seminare und Präparandenanstalten sind, so ergibt sich, daß nur etwa ein Duzend in mittleren und größeren Städten sich befinden, alle andern dagegen in kleinen und kleinsten Städten und sogar in Dörfern. Man denke sich die allgemeinen Bildungsanstalten ebenso über das Land verteilt, und die auf sie angewiesenen Berufe würden in kürzester Zeit, trotz zu reichender Besoldung und befriedigender sonstiger Stellung, einen ähnlichen Mangel an Arbeitskräften haben. Kleine Landstädte und Dörfer sind keine Verkehrsmittelpunkte, sie eignen sich darum auch nicht besonders zur Anlegung von Bildungsanstalten, die ihre Schüler aus einem größeren Umkreise zusammenziehen müssen.

Aber die preussische Unterrichtsverwaltung hält an den kleinen Landstädten als Seminarorten fest. Das ist eins der treu gehüteten Vermächtnisse der berückichtigten Regulatorperiode, aus der das jetzige Unterrichtsministerium seinen Bedarf an Ideen und Grundsätzen auch sonst bestrittet. Aber man erreicht mit diesen Mitteln heute noch weniger als vor 60 Jahren. Die künstlich in die Seminare Hineingelockten, in sorgsam geschlossenen Internaten eines Landstädtchens Erzogenen — „Jöglinge“ heißen die Schüler der Seminare heute noch — haben von der Natur keine Scheuklappen mitbekommen. Die einjährige Militärdienstzeit, Reisen, Zeitungslektüre usw. führen sie bald in die Welt ein und setzen sie „den unheilvollen Einflüssen eines vergifteten Zeitgeistes“ aus. Sie sehen sich in ihren Hoffnungen betrogen und die ihnen gegebenen Versprechungen nicht erfüllt. 60 Mark Monatsgehalt bis zum Alter von 25 bis 26 Jahren decken auch die mächtigsten Lebensansprüche nicht. Die „Unzufriedenheit“ ist da. Diese jungen Lehrer, die sich selbst betrogen glauben, schreden die bildungsbefähigte Jugend vom Eintritt in den Lehrerberuf ab, und damit wird das an und für sich schon wenig ergiebige Dorf- und Kleinstadtgebiet trotz aller amtlichen und halbamtlichen Werbungen für die Rekrutierung des Volksschullehrerstandes noch unergiebiger.

Die Unterrichtsverwaltung will aber anscheinend Lehrer, die in größeren und mittleren Städten aufgewachsen sind, nicht haben. Sie fürchtet vielleicht, daß sie zu viel moderne Ideen in sich aufgenommen haben und daß das in der mittelalterlich gedachten Volksschule der Gegenwart zu Konflikten führt; sie würden vielleicht auch noch „begehrlicher“ sein als die vom Lande stammenden und die ihnen gebotenen Gehälter noch weniger angemessen finden.

Weit über diese Besoldung hinaus möchte die preussische Unterrichtsverwaltung aber nicht gehen. Der Volksschulunterricht soll wohlfeil bleiben. Die Versuche, diesen Preis auch nur teilweise zu erhöhen, unterdrückt das Kultusministerium mit allen ihm zu Gebot stehenden Machtmitteln. Das ist wenigstens der Sinn und der vorausichtliche Erfolg einer Verfügung, mit der die preussische Lehrerschaft beim Beginn der Sommerferien überrascht und um die an sich schon geringe Hoffnung auf baldige Besserung ihrer Lage gebracht worden ist.

Das preussische Abgeordnetenhaus, das niemand im Verdacht haben wird, einem übertriebenen Bildungsluxus zu frönen, hat dem Minister nämlich $2\frac{3}{4}$ Millionen Mark aufgedrängt — er wollte sie nicht haben — um damit die Mindestgehälter der ersten und alleinstehenden Lehrer auf 1100 Mark und die der übrigen Lehrer auf 1000 Mark aufzubessern, wovon die weniger als vier Jahre im Dienst befindlichen Lehrer indessen nur vier Fünftel (also 800 Mark) erhalten, und die Alterszulagen um ein geringes zu erhöhen. Diese Gelegenheit benutzt der Minister, um gegen einen in den Städten und größeren Landgemeinden angeblich getriebenen Bildungsluxus einzuschreiten. Wenn in Zukunft Schulverbände, die bereits über die genannten Gehaltsätze hinaus sind, eine weitere Erhöhung beschließen, sollen die Regierungen vor Befestigung des Beschlusses sorgfältig prüfen, ob dadurch das von der



Der Globist.
Globe mit Kugeln.

Regierung verfolgte Ziel, „eine größere Gleichmäßigkeit und Stetigkeit im Besoldungsweisen der Volksschullehrer herzustellen und der Landflucht der Lehrer entgegenzuwirken“, „gefährdet“ werde, und gegebenenfalls an das Ministerium zur Entscheidung berichten.

Die zur Begründung der Maßregel herangezogene „Landflucht“ der Lehrer gehört freilich in das Gebiet der Fabel. In der im vorigen Jahr erschienenen amtlichen Schulstatistik wird nachgewiesen, daß „bei den Landlehrern die größte Seshaftigkeit erkennbar ist“, daß über 72 v. H. im Kreis oder Bezirk ihres Geburtsortes angestellt und über die Heimatsprovinz hinaus nur der Geburtsort von 12 v. H. zu suchen ist. Die Statistik weist weiter darauf hin, daß die Lehrer in den ersten Amtsjahren durch ihren Seminarerevers an die ihnen angewiesenen Stellen gebunden sind und daß dann später wohl „Familienbeziehungen und ähnliches den einzelnen in seiner Gegend festhalten“. Und trotzdem Landflucht? Die Verwunderung über die ministerielle Begründung wird indessen noch größer, wenn man sich an der Hand der amtlichen Statistik überzeugt, daß die ländliche Lehrerschaft in den letzten zehn Jahren sogar noch sechshafter geworden ist, als sie bisher war. Im Jahr 1891 betragen die 10 bis 40 Jahre im Dienst stehenden Landlehrer 49,44 v. H., im Jahre 1901 54,44 v. H. Dagegen war die Zahl der Lehrer bis zu 10 Dienstjahren in der gleichen Zeit von 45,70 auf 42,49 v. H. gefallen. Das heißt mit andern Worten: die Abwanderung war verhältnismäßig zurückgegangen und der Zutritt junger Kräfte hatte sich vermindert. Diese „Besserung“ war allerdings keine freiwillige. Die Landlehrer haben nämlich nicht mehr genügend Gelegenheit, abzuwandern, weil ihnen die städtischen Stellen durch die Anstellung von Lehrerinnen, zu der die Regierungsschulräte die Städte zwingen, immer mehr gesperrt werden. In dem Zeitraum von 1886 bis 1891 wurden von 4000 neu errichteten städtischen Stellen nur 1200 mit Lehrerinnen besetzt, 1881 bis 1896 von 3600 1300, dagegen von 1896 bis 1901 von 6000 Stellen 2500. Die Möglichkeit, in die Städte vorzurücken, ist für die Lehrer auf dem Lande also viel geringer geworden.

Selbstverständlich haben die Landlehrer, insbesondere in den Jahren, in denen ihre Kinder auf den Besuch von höheren Schulen angewiesen sind, den Wunsch, in den Städten angestellt zu werden. Sie teilen diesen Wunsch mit allen andern Beamten. Jede Beamtenstatistik würde feststellen, daß in den größeren und mittleren Städten die Beamten im höheren Dienstalter überwiegen. Von 100 Landlehrern entfallen 54 auf die Klasse mit 10 bis 40 Dienstjahren, von den städtischen Lehrern 68. Das ist kein Verhältnis, das einer Korrektur bedürfte. Im Gegenteil, die Zahl der älteren Lehrer könnte in den Städten noch etwas größer sein. Von den 40 bis 50 Jahre alten Lehrern amtierten 1901 weniger als 6000 in den Städten, dagegen über 9000 auf dem Lande, von den 30 bis 40 Jahre alten 9400 in den Städten und über 13 000 auf dem Lande. Die Zahl der 30 bis 50 Jahre alten Landlehrer ist von 1891 bis 1901 von 40 auf 46 v. H. der Gesamtheit gestiegen. Auf welche Tatsachen der Herr Minister sich stützt, wenn er von einer „Landflucht“ der Lehrer spricht, ist demgegenüber geradezu unerfindlich. Wichtig ist allerdings, daß viele Landlehrer nicht freiwillig, sondern unter dem Zwang der Verhältnisse auf ihrem Platz bleiben. Aber wie sollte der Wunsch nach einem Wechsel nicht bestehen, wenn beim Eintritt in das Amt von zwei Lehrern der eine etwa 700, der andere 1200 bis 1300 Mark, in der zweiten Hälfte der 30er Jahre der eine 1300 Mark, der andere 2200 bis 2400 Mark und auf der Höchstgehaltsstufe der eine 1800 Mark bis 2000 Mark, der andere 3300 bis 3700 Mark bezieht! Aber man braucht diese Zahlen nur zu überblicken, um zu fragen, ob es denn wirklich noch zeitgemäß ist, einen Lehrer mit etwa 60 Mark monatlich anzustellen und ihm zuzumuten, mit 35 Jahren sich und seine Familie mit 1300 Mark zu unterhalten und als Greis auf einer Besoldungshöhe von etwa

2000 Mark die nachstrebende Jugend eine optimistische Weltanschauung zu lehren?

Die ministerielle Anordnung bezweckt offenbar, der Notwendigkeit einer weiteren Steigerung der Landlehrergehälter dadurch zu begegnen, daß die Aufbesserungen in den Städten verhindert werden. Man will den Preis für die Volksschularbeit künstlich auf einem gewissen Niveau halten. Die Gleichstellung der Lehrer soll durch einen kräftigen Zug nach unten herbeigeführt werden. Es erscheint dem Leiter des preussischen Volksschulwesens nicht angängig, daß auch Landlehrer die jetzt in den Städten gezahlten Gehälter bald erreichen. Dem Minister sind 1400 bis 1500 Mark für einen 26jährigen und 2000 bis 2100 Mark für einen 35jährigen Lehrer zu viel. Er hält es für seine Aufgabe, eine energische Bremspolitik zu betreiben, anstatt seinen Einfluß dahin geltend zu machen, daß für Volksschulbildungszwecke seitens der Gemeinden weitere Mittel aufgewendet werden. In Preußen hat seit Herrn von Mühler kein Kultusminister seine Aufgabe ebenso aufgefaßt, von Herrn von Puttkamer, der in der kurzen Zeit von zwei Jahren das Kultusministerium auf seine Art verwaltete, etwa abgesehen.

Hat denn aber der preussische Kultusminister wirklich die Aufgabe und hinreichende Veranlassung, die Städte, die staatliche Mittel überhaupt nicht oder doch nur in lächerlich geringem Maße in Anspruch nehmen, zu zwingen, über eine gewisse Höhe, die kultusministeriell als zulässig erachtet wird, bei der Besoldung ihrer Lehrer hinauszugehen? Wenn ein Recht dazu besteht, so ist das bedauerlich und hätte in dem famosen Schulgesetz geändert werden müssen. Man sollte meinen, das staatliche Bestätigungsrecht der Lehrerbefoldung hätte sich in diesen Gemeinden darauf zu beschränken, daß die formalen Gesetzesbestimmungen innegehalten, daß die durch Gesetz oder rechtsgültige Aufsichtsbestimmungen festgesetzte Mindestgrenze nicht unterschritten und daß kein in der Gemeinde wirkender Lehrer widerrechtlich von der Aufbesserung ausgeschlossen wird. Aber Besoldungserhöhungen den Gemeinden zu verbieten?! Die Stadt Dortmund z. B., die etwa zwei Millionen Mark für ihr Volksschulwesen aufwendet, wozu der Staat die feste Summe von 70 000 Mark, nicht freiwillig, sondern laut Gesetz, zu zahlen hat, will ihren Lehrern eine fühlbare Aufbesserung zuteil werden lassen, die zweifellos nicht aus irgendwelchen tadelswerten Anwendungen hervorgegangen ist, sondern aus der Überzeugung, daß die jetzige Besoldung den teuren Lebensverhältnissen im Industriebezirk nicht mehr entspricht — sie wird aber von der Regierung daran gehindert.

Wenn eine rückständige Firma, anstatt den eigenen Betrieb energisch zu verbessern, der Konkurrenz Hindernisse in den Weg legt, so plegt man das in Privatverhältnissen nicht besonders günstig zu beurteilen. In das gleiche Gebiet gehören diese Maßnahmen der preussischen Unterrichtsverwaltung, die mit ihrer Schulpolitik hinter der der Gemeinden zurückgeblieben ist. Die jetzigen Leiter des staatlichen Schulbetriebes vermögen oder wollen in der feinerzeit mit dem Besoldungsgesetz vom 3. März 1897 eingeschlagenen Richtung nicht weitergehen, während die Gemeinden auf dem dadurch eröffneten Weg noch nicht am Ziel zu sein glauben. Und der preussische Kultusminister kann sich nicht damit entschuldigen, daß er die Mittel nicht habe. Er gibt die ordnungsmäßig vom Landtag bewilligten Mittel nicht einmal aus und wehrt sich entschieden gegen die Bewilligung größerer Summen, genau so, wie feinerzeit Herr von Mühler die vom Landtag für die Lehrerrwitwen beschlossene Pension von 50 Talern damit abzuwehren suchte, daß der Staat die für diesen Zweck erforderlichen 60 000 Taler „nicht übernehmen könne“. Wenn die Verfügung des Herrn von Studt einige Monate früher und nicht erst nach Annahme des Schulunterhaltungsgesetzes veröffentlicht worden wäre, das Gesetz wäre so, wie es jetzt ist, nicht zur Annahme gelangt. Es würden nicht viele Abgeordnete den Mut gehabt haben, der staatlichen Unterrichtsverwaltung angesichts solcher

Mafnahmen weitgehende neue Rechte den Gemeinden gegenüber einzuräumen.

Die größeren und mittleren Städte vermögen ihr Schulwesen aus eigenen Mitteln zu erhalten und zeitgemäß weiter zu entwickeln. Die Bevölkerung dieser Orte betrachtet das als eine selbstverständliche Pflicht, für die auch erhebliche Opfer gern gebracht werden. Ein freundliches Wort der Anerkennung für diese Gemeinden würde die Opferwilligkeit zu weiteren Leistungen anspornen, die zurückgebliebenen Gemeinden antreiben und damit dem Volksschulwesen Millionen zuführen, ohne daß die Staatskasse in Anspruch genommen würde. Würde die Unterrichtsverwaltung zu erkennen geben, daß es ihr um die Hebung der Volksschule und des Lehrerstandes ernst sei: das ganze System von künstlichen Lockmitteln, die Präparandenanstalten zu füllen, könnte in die Kumpelkammer wandern. Eine einzige Verfügung des Ministers würde den Anstalten Tausende von Schülern zuführen und die Lücken im Lehrerstand bald wieder füllen.

Auf diesem Weg geht es in der preußischen Volksschule nicht weiter. Wenn die Unterrichtsverwaltung nicht bald umkehrt, so bringt sie unsägliches Unglück über das Land und fügt dem Staat Nachteile zu, die in vielen Jahrzehnten nicht wieder gutzumachen sind. Ein Lehrer bedeutet eine ganze Generation. Unserm Volk gehen durch Versäumnis in der Schule ungeheure Kapitalien an Arbeitskräften und sittlichen Lebenswerten verloren. Für die Jugend ist nur das Beste gut genug! Das gilt in erster Linie für die zu ihrer Erziehung berufenen Menschen. Auf dem jetzigen Weg sind auch nur mittlere Kräfte nicht in genügender Anzahl zu gewinnen. Die Unterrichtsverwaltung versteht weder ihre Zeit noch ihre Aufgabe. Sie treibt die besten Köpfe aus der Schule hinaus und überantwortet die Jugend der lieben Mittelmäßigkeit. Der Minister des Geistes wird damit zum Minister gegen den Geist, gegen den Fortschritt, gegen die Volksentwicklung. Dieses Verfahren wird sich einmal bitter rächen. Die Millionen, die auf deutschem Boden mit dem Kopf mehr als mit der Hand ihr Brot er-

werben müssen, werden um ihre Zukunft betrogen, wenn man ihnen nicht Lehrer gibt, die selbst auf der Höhe stehen. Was sollen denn diese vom Eintritt ins Lehramt an mit geistiger und leiblicher Not ringenden, ohne Hoffnung in den nächsten Tag blickenden Lehrer unserer Volksjugend bieten? Kann die Jugend von ihnen frisches Leben, idealen Sinn, Vertrauen zu dem Staat, dem sie angehören, gewinnen? Sieht man denn an den maßgebenden Stellen die furchtbaren Gefahren nicht, die darin für unser Volk liegen?

Was wird die Zukunft zu dieser Unterrichtspolitik sagen, die Zukunft, die vorwärts muß und der man die Mittel zum Fortschritt entzogen hat?

„Das Ganze lehrt!“ kann es hier nur heißen. Weg von den Stiehlischen und Mählerischen Reliquien und frisch dem Licht entgegen: man bessere die Lehrerbefoldung auch auf dem Dorf so auf, daß sie mit der der mittleren Beamten gleichsteht, lege eine größere Zahl von Lehrerbildungsanstalten in die mittleren und größeren Städte, wo eine Jugend aufwächst, die alle Bildungsmittel in nächster Nähe hat, nehme nicht nur einseitig vorgebildete Präparanden in die Seminare auf, sondern alle tüchtigen jungen Leute, die höhere Lehranstalten besucht haben, gebe den Lehrern durch Befreiung der geistlichen Aufsicht eine Laufbahn, erlichsie ihnen die Universitäten, und unsere Volksschule wird nicht nur die ausreichende Zahl von Lehrern haben, sondern, was mehr bedeutet, Lehrer, die Kraft genug besitzen, dem jungen Volk voranzuschreiten und es aufwärts zu führen, Lehrer, die an die Zukunft glauben und der Zukunft vertrauen. Nur ganze Menschen können erziehen. Zum Dienst an der Volksschule müssen sich so viele drängen, daß bei der Wahl ihrer Arbeitskräfte nur die geeignetsten in Betracht kommen. Nur dann hat sie die Männer und Frauen, die sie braucht.

Ob dieser Mahnruf gehört werden wird? Auch ich habe, wie so viele meiner Mitarbeiter, das Hoffen verlernt. Was wir reden und schreiben, wird entweder nicht gehört oder als „Maulwurfsarbeit“ verdammt. Wann werden für die preussische Volksschule bessere Tage kommen?

Kains Entsühnung.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westkirch.

Als Trina am Morgen aufwachte, war gleich wieder ein lustiges Gefühl in ihrer Seele, wie das Bewußtsein von etwas sehr Schönerem. Und die Freude blieb, als sie sich besann, was es war.

In aller Frühe ging sie hinaus, das Heu auszubreiten. Dabei schaute sie sich verstohlen nach allen Seiten um. Doch die Wiese blieb leer und öde unter dem wie ein Erzchild glühenden Himmel.

Erst als Trina am Nachmittag zurückkam, ragte ein heller Malerschirm über den Heckenrand. Ihr Herz klopfte hart. Sie hatte nicht gewußt, daß sie sich so sehr freuen würde. Unwillkürlich zupfte sie ihr blaues Gewand zurecht, schob das Kopftuch aus der Stirn. Ob er sie erwartete? Nichts regte sich unter dem Schirm.

Da hörte sie hinter sich ein leises Lachen. Und als sie sich umwendete, stand Gerhard vor ihr.

Sie wurde rot vor Beschämung, daß er sie belauscht hatte.

„Bekomm' ich keinen ‚Guten Tag‘, Fräulein Trina?“

„Wo kommen Sie denn her?“ fragte sie beleidigt. „Ich hab' Sie ja gar nicht gesehen.“

„Ja, ich habe mich unsichtbar gemacht. Das ist ein Trick von uns Malern. Zum Beweis — und weil Sie mir nicht die Hand geben — sehen Sie da!“ Er hielt ihr sein Skizzenbuch vors Gesicht. Da sah sie sich selbst, wie sie gestern die Sonne angelacht hatte.

Bornig haschte sie nach dem Buch. „Das dürfen Sie nicht!“

Er hatte es schon zurückgezogen. „Herausgeben tun Diebe nichts.“

„D, das ist schlecht!“

„Aber Kind! Ich bin doch nicht der erste böse Mensch. Wie? Wir kennen einander doch schon. Warum soll ich denn nicht Ihr Bildchen haben?“

Sie sah von ihm weg.

„Ich hatte mich gefreut, so gefreut! Ich hätt's wissen können. Die Stadtmenschen sind alle schlecht.“

Große Tränen liefen über ihre Wangen.

„Gefreut hatten Sie sich? Trina, liebe Trina! Ich will Ihnen ja nicht weh tun. Wenn es Sie ernstlich kränkt, da!“

Er riß das Bild aus dem Buch, reichte es ihr.

Sie machte eine Bewegung, wie um es zu zerreißen, und dann behielt sie es doch in der Hand, betrachtete es, und während die Tränen noch hell in ihren Wimpern hingen, mußte sie lächeln.

Gut hatte er sich ihr Gesicht gemerkt! Hier am Ohr die widerspenstige Locke, die immer wieder aus dem Scheitel sprang, ihre Art, den Arm zu heben mit etwas nach außen gedrehtem Ellbogen, die fröhliche Keckheit ihrer Stumpfnase, den Ausdruck um Augen und Mund, den Ausdruck von Gesundheit, Ehrlichkeit, Wärme. Es wäre wirklich schade gewesen, das zu vernichten. Plötzlich kam ihr ein Einfall.

„Janfredrik Holm hat grad' solch' ein Zeichnung von mein Onkel Brün“, sagte sie nachdenklich. „Sie hängt zwischen den Fenstern in sein' Zimner.“

Gerhards Blick schärfte sich. Ahnte sie? Aber nein, ihre Augen blickten ihn unbefangen an. „Erzählen Sie mir ein bißchen von Janfredrik Holm“, bat er.

Trina schüttelte den Kopf. „Erzählen kann man von den nich.“

„Wieso?“

„Ich weiß nich. Ich glaub', es gibt Dingen im Menschen, von den kann ein nich sprechen. Un grad' die besten.“

„Sie haben ihn lieb?“

„Ich läg' woll längst im Wasser ohne Janfredrik Holm.“

„Nun, nun, Fräulein Trina, ganz so schlimm wär's wohl nicht geworden, wie?“

„Es war sehr schlimm. Ich hab' damals ja nich gewußt, wie schlimm. Ich war zu jung. Haben Sie mal die kleinen Mädchen gesehen, die abends auf den Straßen Sträußchen verkaufen? Maiglöckchen, Rosen? — So ein bin ich gewesen. Da ist Janfredrik Holm gekommen und hat Mutter und Brün und mich mitgenommen in sein Haus. — Aber von der Zeit will ich nu nich mehr sprechen. Da mag ich gar nich an denken.“

„Nein, nein, wir wollen lustig sein“, sagte Gerhard, saßte mit beiden Armen in einen Heuhaufen und streute die halbtrockenen Gräser sorgfältig auseinander. „Sehen Sie wohl? Ganz vergessen hab' ich die Kunst des Heumachens noch nicht. Was bekomm' ich als Bezahlung für meine Hilfe?“

„Das da.“

Übermütig schleuderte sie ihm eine Handvoll der duftenden Kräuter ins Gesicht. Er suchte sich zu rächen. Lachend bewarfen sie einander mit Heu, tollten ausgelassen wie Kinder.

Doch als die Ernte schön ausgebreitet lag, setzten sie sich in den Schatten der Hecke und sprachen ernsthaft. Gerhard erzählte von Städten und Ländern, die er gesehen hatte, und Trina lauschte, wie Kinder einem Märchen lauschen, mit heißen Wangen, mit großen Augen. Die Schönheit der Welt draußen war ja der Märchentraum ihrer Kinderjahre, der mit seinem Zauber sie hatte hinausziehen wollen aus sicherem Zufluchtsort. Hier nun war einer, der hatte die von ihr geahnten Wunder gesehen, erfahren, empfunden!

Aber die Schatten wurden länger, des Mannes Lippen schweigsamer, seine Augen beredter.

Da stand Trina plötzlich auf. „Sie müssen nu an Ihr Arbeit.“

„Schicken Sie mich weg?“

„Ich hab' man ein Harke. Da können Sie mir nich helfen.“

„Aber ich könnt' doch bei Ihnen bleiben, Fräulein Trina, wie?“

„Nein.“ Sie sah ihn bittend an. Linklich zerrte sie an ihrem Schürzenband. „Ich kann nich arbeiten, wenn Sie mir zusehen“, sagte sie leise.

Da ging er ohne ein Wort, setzte sich hinter seinen Malerschirm hinter die Hecke. Er begriff. Zu warm, fast mit körperlicher Gewalt hatte sein Blick auf ihr geruht. Er wandte ihn doch nicht ab. Von der Hecke gedeckt, verfolgte er jede ihrer flinken, sicheren Bewegungen, das Spiel der kraftvollen Glieder in der knappen Tracht. Und fast war es ihm lieb, daß er schweigend sitzen und sie anschauen durfte. Denn ihm war andächtig zumute, ein Gefühl, wie es ihn vor einem sehr vollkommenen Kunstwerk zu ergreifen pflegte.

Als ein Meisterstück des Schöpfers begriff er dies Mädchen, und als etwas ganz Neues, Eigenartiges dazu, ein Geschöpf für sich, desgleichen ihm nie begegnet war — unverbildet und mit unbegrenzter Bildungsmöglichkeit, herb und süß zugleich, einfach und doch unergründlich wie das Land um ihn. Ja, wie die Verkörperung des Moores selbst erschien sie ihm, dessen ernstster Reiz es ihm schon als Knabe angetan hatte, zu dem der Mann in nie erloschener Liebe zurückkehrte.

Die Welt hatte Gerhard Klünders' starkes Talent früh erkannt. Die Mode hob den Zwanzigjährigen schon auf ihren Schild. Aber in ihm blieb die große Angst, sich selbst zu verlieren. Er flüchtete zurück ins Moor. In dem schweren Ernst, der strengen Wahrhaftigkeit seiner Linien und Farben fand er die kühle Selbsterkenntnis wieder, die er suchte, die Reinheit seiner künstlerischen Kraft. Das Moor gab ihm das Werk, das ihn zu einem wirklich Großen machte. Da hatte er es gewagt, in das nur kurz geschauten Paradies seiner Knabenjahre, die Heimat seiner Mutter, zurückzukehren, die ihm und den Seinen sich verschlossen, die er jahrelang gemieden hatte. Er glaubte es zu dürfen. Die hier gesündigt hatten, deckte das Grab. Und gleich mußte ihm dies Mädchen begegnen, dessen blühender Jugendreiz zu seinen Sinnen redete, wie noch keines Weibes Reiz dazu gesprochen hatte.

Aber seinen Träumen von ihr hatte er zuletzt Trina selbst vergessen. Da stand sie vor ihm. „Woran denken Sie?“

Er sah zu ihr auf. Ein Drang war in ihm. Zieh sie in deine Arme. Küsse die fragenden Lippen. Lehre sie, was erst ganz sie vollendet, die Liebe.

Aber er hielt an sich. Es war etwas Heiliges in ihrer Unbefangenheit. Er scheute den Frevel, die Knospe gewaltfam zu öffnen. Er mißtraute auch seiner eigenen Regung. War nicht öfter schon vor einem schönen Modell heißes Empfinden in ihm aufgelodert und zusammengesunken ohne Spur? Wie wenn das, was heute sein Wesen über seine Grenzen schäumen ließ, auch nur die Wallung eines Augenblicks wäre, nicht der Jubel des Menschen, der seinen andern gefunden hat in der weiten Welt?

„Was haben Sie?“ fragte sie wieder, beunruhigt durch sein Schweigen. Und ängstlicher: „Ich muß jezt heim. Gute Nacht, Herr Gerhard.“

Er saßte ihre Hände. Nur einmal sie küssen — wenn nicht den Mund, wenigstens die Stirn, ihr sagen: Ich liebe dich. Weißt du, was das ist? — Es ist, was den Frühling macht und neue Ernten und neue Zeiten, das Leben der stummen Kreatur und die Hoffnung der Menschheit.

Mit fast körperlichem Schmerz packte ihn das Verlangen. Und plötzlich, mit fast zorniger Bewegung, ließ er ihre Hände los, bückte sich über seinen Malkasten, frante zwischen den Farben.

„Gute Nacht, Fräulein Trina.“ Rauh, kurz angebunden sagte er's. Er sah ihr nicht nach.

Am nächsten Tag fand Trina Gerhard nicht auf der Wiese, nicht am Morgen, nicht am Nachmittag. Ihr war es, als hätte das Leben plötzlich Glanz und Freude für sie verloren. Gerhard hatte die Sehnsucht und das Begehren in ihr aufgeweckt, die Sehnsucht und das Begehren nach Schönheit, nach Wissen, Erleben, die Sehnsucht nach einem Menschen, der dies Verlangen ihres Herzens verstand und mitempfund.

Wie eine Trauernde schlich sie heim. Das Haus war noch leer. Mühselig begann sie ihre Arbeit. Sie wollte ihr heut nicht von der Hand gehen.

Als sie auf dem Melkschemel hinter den Kühen saß, kam Janfredrik aus dem Dorfstich zurück. Gleich hinter ihm trat Vorsteher Ehlers ein. Das war zum Verwundern. Die Zeit des Dorfstehens ist keine Zeit für freundschaftliche Besuche.

Der Vorsteher sah sich bedächtig um. „Bist alleen?“

„Ich bin allein“, sagte Janfredrik.

Ehlers räusperte sich. „Ik wull man seggen — wi hebb hüt Besük fren.“

„Besük?“

„Jo. Gerd Klünders.“

Trina konnte Janfredriks Gesicht nicht sehen. Der Rücken der Schwarzbunten war zwischen ihnen.

„So“, sagte Holm endlich, „Gerd Klünders.“

„Ik kann d'r nig bi dohn“, sagte Ehlers wieder. „De is de Grotfänu vun mien Modder. Un he het sik nig to schullen kommen laten.“

„Das is so, Vorsteher.“
 „Iß wull di dat man blot seggen, as he di unverwacht in'n Weg lopen schüll.“
 „Ich kenn' ihm nich.“

Wieder entstand eine Pause. Ehlers trat ganz dicht zu Holm, sprach gedämpft. Hätten die beiden nicht so nahe bei den Kühen gestanden, Trina würde die Worte nicht verstanden haben.

„Un — Janfredrik Holm — wat sien Schwester was, de Sophe, — de is dod.“

„So . . .“
 Trina sah die harte, braune Hand Janfredriks um eine der Latten greifen, die in weiten Zwischenräumen die Kuchstände abgrenzten. Sie schloß sich so fest darum, daß die Nägel weiß wurden.

„Verleden Harwt all“, sagte der Vorsteher. „Weest, ehr ierstet Kind hett ehr medenahmen int Graff. Wi hebb dr nix vun wißt bet hütt.“

„So.“
 „Iß — iß wull di dat man seggen. — 'Nabend Janfredrik Holm.“

„'Nabend Kort Ehlers.“
 Und dann raffte Janfredrik sich zusammen, tat ein paar Schritte dem Davongehenden nach.

„Kort Ehlers, nimmst ein Stück?“
 Die Tür in der Hand wendete der Vorsteher sich um.
 „Nee, nee. Iß mutt na Huus.“

Mit vor Anstrengung brennenden Augen starrte Trina auf Janfredrik.

Der ging ganz langsam, mit kleinen Schritten seiner Stube zu. Den Kopf trug er gesenkt, und ab und zu blieb er stehen wie zurückgehalten von der Wucht seiner Erinnerungen. Jetzt warf die Feuerstätte ihren roten Glanz auf seine Züge. Es war ein Ausdruck drin, den Trina noch nicht kannte, etwas Starres, Erbarmungsloses. Er vergab auch der Toten nicht. Mochte sie im Glanz der Jugend, im ersten Mutterglück, auf dem Gipfel des Lebens ins Grab gesunken sein, — die Rechnung war nicht ausgeglichen zwischen ihnen — war nicht auszugleichen, nie!

Sie selbst pakte die Votschaft, die sie gehört hatte, mit eigenem Schauer. Sie dachte an des Vorstehers Haus, das sie im Skizzenbuch des Malers gesehen hatte, und beängstigend dämmerte ihr die Ahnung auf von einem Zusammenhang zwischen Gerhard und der Frau, der Janfredrik im Grab nicht verzieh.

Von draußen klangen Stimmen, Schritte. Brün, die Knechte und Mägde kehrten heim. Sie mußte das Nachtesfen auf den Tisch bringen, und eilig. Sonst schalten die Hungrigen. Der Bauer kam nicht.

Trina ging in seine Stube. Da sah er vor der aufgeschlagenen Bibel. Aber las nicht. Seine Augen hingen an dem Bild Brüns zwischen den Fenstern. In den Fingern hielt er einen dünnen Heidekrautstengel mit vergilbten Blütenlocken.

„Onkel Holm!“
 Er hörte nicht.
 „Onkel Holm — soll ich dir dein Nachtesfen in deine Stube bringen?“

Jetzt stand Janfredrik auf. Ganz stramm richtete er sich.
 „Wie kommst da auf? Bin ich denn krank?“

Sie schlug die Augen nieder.
 „Wie kommst da auf?“ wiederholte er heftig.

Es war ihr nicht möglich, ihn zu belügen.
 „Ich war bei den Kühen, als Vorsteher Ehlers zu dir sprach.“ Sie sagte es ganz leise. Und sie erwartete, er würde aufbrausen. Aber er blieb gelassen.

„So. Warst du das? — Un — un du hast verstanden, was er meint?“

„Onkel Holm!“ das Schluchzen übermannte sie. Sie drückte ihr nasses Gesicht auf seine Schulter. „Lieber Onkel Holm!“

Da strich er langsam über ihren Scheitel. „Ja, Trina, die Liebe is ein sweren Ding. Nich für alle. Es gibt Menschens, für die is die Liebe wie Musik, wie Tanz — ein Ding zum Freuen, nich mehr. Für uns swere Menschens aber is sie ein sweren Ding. Für mich, für dich auch, mein Döchtling, das glaub' man.“

Er ging an ihr vorüber auf die Diele, an seinen Platz oben am Tisch, sprach das Tischgebet wie alle Abende.

Trina aber fühlte ein Zittern durch ihre Glieder rinnen. Ein schweres Ding nannte er die Liebe. Ja, wahrlich, wenn ihre Ahnung sie nicht betrog, wenn Maler Gerhard wirklich der Gerd Klünders war, den Janfredrik nicht kennen wollte, dann würde ihre Liebe das schwerste Ding in ihrem jungen Leben werden.

Diese Nacht lag sie in ihrem Wandbett wach, reglos, um Mutter Swenjen neben sich nicht aufmerksam zu machen.

Als sie am Morgen zum Brunnen ging, zeigte ihr die Kleinmagd einen jungen Mann in großem weißen Strohhut, der hinter den Gehöften des Dorfes in den Ackerfurchen umherwanderte. „Dat's Vorsteher Ehlers sien Rewö.“

Trina warf nur einen Blick hinüber. Dann stoh sie ins Haus. Im tiefsten Winkel hätte sie sich verstecken mögen vor Jammer und Weh.

Es war ihr lieb, daß ein ausgiebiger Regen vom Himmel zu rieseln begann. Da brauchte sie nicht zum Heuen auf die Wiese. Sie schaffte im leeren Haus, sie räumte, scheuerte. Sie versuchte tapfer und eigenfönnig, wieder die Trina zu sein, die sie noch vor drei Tagen gewesen war. Aber am Abend erkannte sie in Verzweiflung, daß ihre Mühe umsonst war. Was diese drei Tage aus ihr gemacht hatten, das ließ sich nicht wieder rückgängig machen. Nie wieder würde die Sehnsucht in ihr schweigen nach dem Herrlichen, von dem eine Ahnung ihr aufgegangen war, das wie die Sonne über aller Arbeit und Mühe des Lebens schwebt, wie die Sonne alle Armlichkeit verklärend, wie sie Farbe ausgiehend über seine gleichförmigste Ode. Nie würde die Sehnsucht schweigen.

Das war nicht wie damals, als sie in kindischer Abenteuerlust heimlich Baranows Lockung hatte nachlaufen wollen. Viel stiller war ihr Gefühl und viel tiefer. Diesmal würde sie auch nicht heimlich gehen, in der Angst, zurückgehalten zu werden. Sie mußte, nichts auf der Welt war so stark, daß es sie hätte zurückhalten können, wenn Gerd Klünders rief. Auch die Liebe zu Janfredrik würde sie nicht zurückhalten. Nur Gerd Klünders rief nicht. Seine Augen hatten wohl ebenso falsche Sprache geredet wie seiner Schwester Augen einst. Ein gezeierter Maler war er. Was sollte dem vornehmen Mann die Bauerndirne?

Es regnete noch zwei Tage. Als am dritten die Sonne vom wolkenlosen Himmel brannte, gewann Trina es nicht über sich, die Magd auf die Wiese zu schicken. Sie nahm die Harke und ging allein.

Sie mußte, daß sie ihrem Schicksal entgegenging. Und dies Wissen gab ihrer Haltung etwas Feierliches, als sie hinausschritt in die unabsehbare Ode des Moors, auf dem der Himmel wie eine blaue Glocke lag.

Außer dem fernen Brüllen einer Kuh, dem Trillern einer Lerche in hoher Luft kein Laut ringsum, kein Leben und keines Lebens Spur. So einsam würde ihre Seele künftig sein.

Auf der Wiese schimmerte ein weißer Hut. Die Knie wurden ihr unsicher und der Atem knapp. Ja, die Liebe war ein schweres Ding.

Er kam ihr entgegen. „Endlich, Trina! Zwei Tage hab' ich auf Sie gewartet. Wissen Sie das?“

Sie konnte nicht sprechen. Ihr Herzschlag erstikte ihre Stimme.

„Zehn-, zwanzigmal bin ich an Ihrem Haus, Janfredrik Holms Haus, vorübergegangen, um Sie zu sehen. Wissen Sie das?“

Sie machte langsam ihre Hand frei, die er ergriffen hatte. Mit Anstrengung sprach sie: „Sie sind Gerd Klünders, Frau Ehlers ihr Großsohn. Das weiß ich jetzt.“

„Dann wissen Sie auch, warum ich viele Jahre nicht nach Schmalenbeck gekommen bin, und auch das wissen Sie, warum ich vorgestern das Vaterhaus meiner Mutter doch wieder aufgesucht habe, aufsuchen mußte.“

Sie stand mit niedergeschlagenen Augen und antwortete nicht.

„Was ist Ihnen?“ fragte er besorgt. „Zwei Tage verrecken Sie sich vor mir. Und nun Sie endlich kommen, haben Sie Ihr altes Gesicht nicht mehr. Was soll das heißen?“ „Vielleicht hab' ich über manches nachgedacht in den zwei Tagen.“

„Ich auch, Trina.“

Sie sah schau zu ihm auf, und als ihr Blick in seine fest auf sie gerichteten Augen traf, als sie darin las, was sie ersehnte und doch fürchtete, schloß sie rasch die Lider. „Nicht, bitte.“

„Was nicht?“

„Sehen Sie mich nicht so an. So mag Ihre Schwester Janfredrik Holm angesehen haben.“

„Kind!“ Er legte seinen Arm um sie.

„Nicht!“ wehrte sie.

„Hast du mich lieb?“

„Ich bin ein ganz plumpe Dorn vom Moor, und Sie sind ein feiner Herr.“ Sie richtete sich auf, sprach mit Würde: „Das paßt nicht.“

Da überwältigte ihn sein Empfinden. Er riß sie in seine Arme.

„O du Dummes, Dummes, neunmal gescheites Dummes! Wer hat dir das gesagt? Denn aus dir selbst hast du's nicht.“

Sie wurde böse. „Sie sollen nicht über mich lachen! — Sie sollen nicht! — Ich hab' Kummer genug.“

„Aber warum denn? Worüber denn? Wenn du mich liebhaft, wenn ich dich liebhab' — ist das nicht zum Freuen?“

Sie dachte an Janfredrik Holms Worte: die Liebe ist ein schweres Ding. Und ein wilder Zorn ergriff sie gegen

den, der sie lachend umfaßt hielt, lachend ihr von Liebe sprach, und der ihr so schön erschien, so lieb und traut, daß sie nicht mit hartem Wort zurückweisen konnte, wie falsch er auch sein mochte.

„Sie müssen nicht mit mir spielen“, stieß sie endlich hervor. „Wenn meine Dummheit es nicht besser verdient — Janfredrik Holm zulieb dürfen Sie nicht.“

Er nahm ihre beiden Hände. „Du weißt wohl nicht,“ sagte er ernst, „daß ich dich lieb hab', mehr als irgendeinen Menschen auf der Welt, lieb, wie du bist, grad so in deinem blauen Kittelchen, mit deinen ehrlichen blauen Augen. Nein, ich kümmerge mich nicht um Janfredrik Holm. Fest halt' ich dich, ganz fest. Ich will doch sehen, wenn ich rufe, wem von uns beiden du folgst, Janfredrik Holm oder mir!“

Sie hob langsam, schmerzlich die Augen zu ihm. „Dir, Gerd Klünders. Und du weißt es wohl. Dir folge ich, wenn du mich ruffst, wohin es ist, und von wem fort es ist. Aber weiß du das weißt, sollst du mich nicht rufen.“

„Ich soll nicht?“

„Es ist kein Ehr' dabei. Es ist zu leicht.“

„Ich rufe dich. Trina Swensen komm zu mir!“ Er breitete die Arme aus.

Langsam, feierlich, wie von einer fremden Macht getrieben, trat sie zu ihm. Tränen standen in ihren Augen.

Er küßte zärtlich ihre Stirn, ihre Lippen. „Nicht weinen. Warum denn weinen? Glaubst du mir nicht? Meinst du, ich hab' dich lieb' ist ein Wort, das mir leicht über die Lippen geht — das ich zu vielen schon gesprochen habe? — Liebling, du bist die Erste, die es von mir hört. Wo es mir leichtfertig auf die Zunge treten wollte, da hat gerade die Erinnerung an das Trauerspiel hier es immer zurückgedrängt. Das hat als Warnung und Schreckbild vor meiner Jugend gestanden und mich vorsichtig gemacht. — Glaubst du mir?“

„Ich muß.“

„Und willst zu mir halten trotz allem, über alles hinweg?“

Sie schlang die Arme um seinen Hals. Wie ein Jubelruf klang's von ihren Lippen: „Ich hab' dich lieb, Gerd! — Ich muß dich lieb haben!“ (Fortsetzung folgt.)

Eine Besteigung der Dent d'Hérens.

Von Maud Wundt.

Wie ein kleiner, unscheinbarer Knirps oft mehr leistet als ein baumlanger Riese, dem es an sich schon schwer fällt, seinen Körper im Gleichgewicht zu halten, so spielt auch bei der Besteigung der Berge die Höhe allein keineswegs jene bedeutsame Rolle, die der Laie ihr oft zuerteilt. Gerade die höchsten Berge wie Montblanc, Monte Rosa, Ortler usw. sind vielmehr verhältnismäßig leicht zu erklimmen, während ihre kleineren, unscheinbareren Genossen der Besteigung oft die größten Schwierigkeiten bieten. So habe ich unter den Zermatter Bergen, die zu den bedeutendsten der Alpen gehören, keinen Gipfel erklimmen, der so große Anforderungen an Ausdauer, Findigkeit, Gewandtheit und persönlichen Mut gestellt hätte wie die Dent d'Hérens, ein Berg, der, unscheinbar, abseits liegt und meist kaum beachtet wird. Und diese Besteigung, bei der so viel mit der Tücke der Materie gekämpft werden mußte, ist mir in besonders starker Erinnerung geblieben. Hat sie mir doch neben den gewaltigen Hochgebirgseindrücken bewiesen, was man schließlich zu leisten imstande ist, wenn man muß, und mir gezeigt, wie ein solches Gefühl der Leistung den Menschen vor sich selbst hebt und von veredelndem Einfluß auf ihn zu sein vermag.

Das große Zermatter Reizepublikum sieht die Dent d'Hérens auf dem üblichen Weg zum Gorner Grat überhaupt nicht. Sie wird da vom Matterhorn verdeckt, und wenn man sie bei etwaigen Spaziergängen, die man unternimmt, dann und wann einmal neben dem Riesen hervorlugen sieht, so hält man sie

meist für ein nicht der Beachtung wertiges Anhängsel des alles überragenden Berges. Auch was die Höhe anbelangt, kann sie mit ihrer Umgebung nicht wetteifern. Monte Rosa, Mißchabel, Weißhorn, Nyskamm und Matterhorn überragen sie um mehrere hundert Meter. An sich freilich hat sie mit ihren 4180 Metern ja eine recht ansehnliche Höhe, die diejenige des Ortler, des höchsten Gipfels der Ostalpen, um nahezu 200 Meter übertrifft und der stolzen Jungfrau beinahe gleichkommt; aber mit dem Zermatter Maßstab gemessen, will das nicht viel besagen. Der Berg ist und bleibt hier nur ein Knirps.

Auch in Bergsteigerkreisen erfreut er sich keiner besonderen Würdigung. Ist er doch von Zermatt aus, einem Ort, der den Hauptsammelplatz des Alpinismus bildet, so gut wie unnahbar. Wohl haben ihn einige Tollkühne auch schon von dort aus bezwungen, aber die Besteigung erfordert nicht nur ein Nachtlager im Freien, was an sich wohl nicht viel zu bedeuten hätte, sondern sie erfordert als erstes die Erklommung des berüchtigten Tiefenmattensjochs, die in frühesten Morgenstunden zu erfolgen hat. Es ist dies eine 250 Meter hohe, außerordentlich steile Eiswand, an der in den vorgerückten Tagesstunden die Steine derart niederprasseln, daß eine Rückkehr nach der Besteigung hier vollständig ausgeschlossen ist. Man ist vielmehr zu einem ungeheuren Umweg gezwungen, den auch der Ausdauerndste an einem Tag kaum zu leisten vermag. Mit andern Worten: die Dent d'Hérens zeigt Zermatt, um im Bergsteigerjargon zu reden, ihre „verkehrte“, d. h. schwierigste

Seite, ein Umstand, der dem richtigen Bergferer eigentlich als ein Vorzug gilt. Doch hier sind die Schwierigkeiten und Umständlichkeiten allzu groß, so daß man sich mit dem Berg meist lieber gar nicht erst befaßt.

Ich selbst wurde auf ihn anlässlich einer Besteigung des Matterhorns aufmerksam, die ich von der italienischen Südseite her unternahm. Man hat ihn da etwa sieben Stunden lang unmittelbar hinter sich und interessiert sich unwillkürlich

Unsere Karawane war vier Personen stark. Ein Zermatter Führer begleitete mich, und mein Mann hatte einen jungen Tiroler Burfchen mitgenommen, den er in die Geheimnisse der Bergsteigerkunst einweihen wollte. Da wir alle den Berg auf seiner Anstiegsseite nicht kannten, so wurde der erste Tag nach unserer Ankunft in Praraye einer Refognoszierung gewidmet. Wir zogen eine Stunde weit das von Wäldern und prächtigen Matten bedeckte Tal hinauf,

überschritten bei einer tief eingeschnittenen Klamm den Bach und erreichten unter Umgehung der senkrecht abstürzenden Felswände die lange, von unzähligen Trümmern bedeckte Moräne, deren Überschreitung recht mühsam war. Dann wurde der saft abfallende, spaltenfreie Gletscher Za-de-Jan betreten, der sich mehrere Kilometer weit in das Gebirge in der Richtung von Zermatt erstreckt. Aber wenn wir gehofft hatten, von hier aus einen Überblick auf unsern Berg zu erhalten, so wurden wir enttäuscht. Der Hang zu unserer Rechten, von dem sich ungeheure, zerklüftete Gletschermassen steil herabstießen, versperrte jeden Ausblick nach ihm, und im Weiterstreiten konnte man nur dann und wann seine höchste Spitze sehen. Nach mehrstündiger Wanderung mußten wir unverrichteter Dinge wieder umkehren, was recht mißlich



Matterhorn und Dent d'Hérens aus der Gegend von Zermatt.

für ihn. Die gewaltige Pyramide mit den hängenden Gletschern zur Rechten, den riesigen Felswänden links und dem prächtigen Grat, der zu ihr hinüber führt, bildet bei jedem Ausblick den eindrucksvollen Vordergrund und lockt förmlich, auch sie zu bezwingen. Denn der Kenner sieht sofort, daß der Ausblick von dort drüben, insbesondere auf das Matterhorn überaus großartig sein muß. So wurde auch bei meinem Mann und mir der Wunsch rege, die Besteigung auszuführen, aber immerhin vergingen mehrere Jahre, ehe es dazu kam und wir, nach einer Überschreitung des Hauptgebirgkamms, das obere Val Belline durchwandern konnten. Es ist dies ein Seitental des bekannten, zum Fuß des Montblanc führenden Valle d'Aosta, das sich bei dem gleichnamigen Städtchen abzweigt und etwa 35 Kilometer weit das Gebirge durchzieht. Es ist auf beiden

Seiten von schwer erreichbaren Felsrücken eingeschlossen und hat nur wenige dürftige Ortschaften aufzuweisen, die eine äußerst primitive Unterkunft gewähren. Auch kein Schienenstrang durchschneidet das Tal, kein Pfiff der Lokomotive wird hier hörbar, so daß es so gut wie gar nicht besucht wird. Dies Letztere ist recht bedauerlich, denn die am obersten Talende gelegene Alm Praraye gehört mit ihrer großartigen, gletscherreichen Umgebung mit zu dem Schönsten, was es in den Alpen gibt. Aber schließlich ist die Einsamkeit, die man da findet, nur geeignet, die Reize des Tals zu erhöhen.



Die Dent d'Hérens von den Südhängen des Matterhorns.

war, denn bei der langwierigen Besteigung durften wir nicht viel Zeit verlieren, und ob es uns ohne vorherige Kenntnis des Geländes gelingen würde, durch das steile Eislabrynth an den Fuß des Bergfels zu gelangen, war zum mindesten fraglich. Hatte uns doch ein Freund die tröstliche Auskunft gegeben, daß wir ruhig acht Tage lang zwischen den Eistrümmern herumirren könnten, wenn wir nicht gleich den richtigen Weg fänden. Und ein Schritt abseits konnte schon genügen, um einen solchen Mißerfolg unserer Wanderung zu zeitigen.

Die Nachtruhe war kurz. Schon um ein Uhr traten wir beim Schein einer Laterne in die dunkle Nacht hinaus und

erreichten nach raschem Marsch die Stelle wieder, an der wir tags zuvor umgekehrt waren. Dann stiegen wir, mehr dem Instinkt als wirklicher Überlegung folgend, eine lange Geröllhalde am Fuß der das Tal abschließenden Tête de Val Pelline hinauf, bis wir den Gletschersturz erreichten. Nun folgte eine lange Wanderung durch die mächtigen, sich steil auftürmenden Eismassen, eine Wanderung mit all der Aufregung und bangen Erwartung, die stets mit einer solchen schwierigen Gletscherwanderung verbunden sind. Immer wieder standen wir vor gährenden Schründen, senkrechten, glatten Wänden, trügerischen Brüden, immer wieder mußten wir im Zickzack bald hierhin, bald dorthin ausweichen oder das Hindernis, das sich in den Weg stellte, übersteigen. Aber in dem Bestreben, uns stets möglichst an dem seitlichen Rand des Gletschers zu halten und stets Höhe zu gewinnen, waren wir doch vom Glück begünstigt und sahen das gefährliche Labyrinth nach mehrstündigem Stampf schließlich hinter uns liegen. Wir standen jetzt am Rand

eines sanft ansteigenden Plateaus, das sich mehrere Kilometer weit nach rechts hin ausdehnte, während zur Linken das Tiefenmattjoch sich nur wenig über unsern Standpunkt erhob. Inzwischen war es Tag geworden und wir konnten das großartige Schauspiel eines Sonnenaufgangs bewundern, das sich in der eisigen Umgebung doppelt schön gestaltete. Wie funkelnde Lichter hoben sich die Bergespitzen von dem sich rötenden Himmel ab, dann fluteten die Lichtstrahlen in dicken Büscheln über die vorliegende Höhe herüber und warfen lange Schatten auf die weiten Gletscherflächen. Der Schnee begann zu glitzern, und die Spalten, die bisher in

trügerischem Grau dagelegen hatten, hüllten sich jetzt in tief-schwarzes Dunkel.

Machen wir nun kurz einen Abstecher nach der benachbarten Tête de Val Pelline, um die Umgebung des Berges zu betrachten, die unser untenstehendes Bild wiedergibt, das mein Mann und ich dort einige Jahre später in Erinnerung an unsere erste Besteigung der Dent d'Hérens aufnahmen. Wir sehen da unsern Berg zur Rechten des Matterhorns sich als eine prächtige, schlanke und steile Pyramide aus dem Grat des in Schatten gehüllten Tiefenmattjochs erheben. Zwei hängende

Gletscher liegen übereinander an der steilen Firn- wand, scheinbar in Verleugnung ihrer eigenen Schwerkraft. Jenseits des Tiefenmattjochs sehen wir die weite Hochfläche des Za-de-Zangletfers, die in einen zackigen Kamm ausläuft und den Col des Grandes Murailles trägt, der links neben der Dent d'Hérens sichtbar wird.

Wir hatten unmittelbar am jenseitigen Fuß des Tiefenmattjochs bei den großen

Spalten Halt gemacht und überlegten, was jetzt zu tun sei. Zwei „Bege“ standen uns zur Verfügung. Bei dem einen handelte es sich darum, den Col des Grandes Murailles zu erreichen und von dort nach links in die Höhe zu klettern. Ersteres war leicht. Ob es uns aber gelingen würde, den richtigen Weg über die Felswand zu finden, die auf unserm Bilde wesentlich verkürzt erscheint, war zweifelhaft. Jedenfalls war die Gefahr des Verirrens hier vorhanden. Die andere Route führte ohne Schwierigkeit nach dem Tiefenmattjoch und von da über den sich schlank emporschwingenden Felsgrat nach der breiten Firnfläche über die hängenden Gletscher und



Prarayé.

Bundl. phot.



Die Dent d'Hérens von der Tête de Val Pelline.

Bundl. phot.

über diese hinweg gerade zum Gipfel. Der dort hinaufführende Grat war uns jedoch als außerordentlich schwierig bekannt. Hatte doch selbst Edward Whymper, der erste Besteiger des Matterhorns, hier eine Niederlage erlitten! Er schreibt darüber in seinen „Berg- und Gletscherfahrten“: „Der Grat war völlig zerrissen und bestand lediglich aus einem Haufen übereinander aufgetürmter Felsblöcke. Er war sehr schmal und gerade an den schmalsten Stellen auch am brüchigsten und unsichersten. Nirgends konnte man sich zur Seite halten, auch nur einen Schritt nach rechts oder links ausweichen. Wir mußten uns vielmehr den unsicheren Felsblöcken anvertrauen, die unter unsern Füßen wankten, hin und wieder zusammenbrachen und ein unheimliches, hohles Krachen ertönen ließen, wie wenn eine kleine Erschütterung die ganze Geschichte als eine entsetzliche Lawine in die Tiefe senden werde.“

Ich folgte dem Führer, der kein Wort sagte, bis wir an eine Stelle kamen, wo wir über einen Felsblock wegsteigen mußten, der quer über den Grat lag. Als der Führer über meinen Rücken hinaufgeklüffert war, fühlte ich, wie der Block wankte und sich gegen mich neigte. Daß noch ein zweiter auf dem Block stehen könne, ohne diesen herabzustürzen, bezweifelte ich. Jetzt rebellierte ich und wir kehrten um.“

Unter diesen beiden hier angedeuteten Wegen hatten wir zu wählen. Eine Zeitlang waren wir im Zweifel, bis mein Mann den Ausschlag gab. „Wir gehen über den Grat!“ meinte er. „Dann sind wir wenigstens über den Weg nicht im Zweifel und wissen, wo wir zu gehen haben. Das andere wird sich schon finden. Und schließlich können wir uns ja mit Whymper trösten.“

Wir folgten ihm, und bald standen wir auf dem Tiefenmattenjoch. Der

Ausblick von da war prächtig. Zum erstenmal in diesem Jahr sahen wir wieder die herrlichen Zermatter Berge, und der Tiefblick an der steilen Eiswand hinab, hinüber zu den scheinbar frei in der Luft hängenden Eismassen unseres Berges, die man beinahe greifen konnte, war überwältigend. Unser Grat freilich sah mehr als bedenklich aus. Unglaublich steil schwang er sich in die Höhe. Man mußte sich beinahe den Hals ausrecken, um da hinaufzusehen, und die riesigen Felsblöcke, aus denen er bestand, hatten Kanten von der Schärfe eines Messers. Und wie da erst wieder herunterkommen! Das war ja gar nicht auszudenken! Allein nichtsdestoweniger vorwärts! Zeit war nicht zu verlieren, und das lange Betrachten der gewaltigen Hindernisse befestigte immer mächtiger unsere aufsteigenden Zweifel. Nur die Tat konnte uns helfen.

Die Kletterei da hinauf gehört zu der halsbrecherischsten, die ich je unternommen habe. Sie auch nur annähernd be-

schreiben zu wollen, wäre vergebliche Mühe. Beinahe senkrecht hingen wir vier Menschenfender zwei Stunden lang übereinander, rechts die Tiefe, links die Tiefe, hinter uns die Tiefe. Gesprochen wurde nicht. Wir hörten nichts als das Getöse der immer wieder nach der Seite von dem schmalen Grat abstürzenden Blöcke. Als wir dann aber nach Anspannung aller unserer Kräfte schließlich am Fuß des oberen Fimfeldes standen, da tönte ein vierstimmiges, beinahe barbarisches Jauchzen hinaus in die Lüfte, ein Siegesjubiläum, wie man ihn im zivilisierten Leben gar nicht verstehen würde. Jetzt hatten wir ja gewonnen! Der Gipfel winkte scheinbar aus nächster Nähe, und was konnte uns das bißchen Schneefeld noch anhaben! — Scheinbar! Aber der

Hang zog sich immer mehr in die Länge, wurde steiler und steiler, der erst pulverige Schnee immer fester. Immer langsamer kamen wir vorwärts, und die kostbare Zeit verflug mit Windeseile. Wir mußten oft regungslos im glühenden Sonnenbrand stehen, während der Führer die Stufen schlug und die Eisstücke uns um die Ohren flogen. Es ging und ging nicht vorwärts! Endlich nach drei weiteren Stunden — Mittag war schon vorüber — wurde der Fuß der Gipfelselne erreicht. Diese waren anfangs leicht zu überwinden. Bald aber zeigten sie sich vereist, plattig und wurden außerordentlich steil. Nirgends fand man mehr einen Halt beim Aufsetzen des Fußes oder einen Griff für die Hand. Dabei befanden wir uns kaum 50 Meter unterhalb des Gipfels! Es war zum Verzweifeln! Schließlich rief der hinter uns gehende Tiroler Bengel, er mache nicht mehr mit. Das sei ihm denn doch zu dumm! Er glaubte wohl, daß es nur seines Beispiels bedürfte, um auch uns zur Umkehr zu bewegen. Aber sollten wir jetzt im letzten Augenblick nachgeben?

Nein, und abermals nein! Er wurde also, da die Ueberredung nichts nützte, losgeseilt, mit dem Befehl, sich nicht zu rühren, bis wir wiederkämen. Dann ging es wieder weiter trotz aller Schwierigkeiten, und nach einer halben Stunde hatten wir die Genugtuung, den Gipfelgrat doch noch zu erreichen. Hurra! Hurra! — Und dieser Ausblick über den prächtigen Schneegrat hinweg, der sich in den Tiefen verlor (siehe die obige Abbildung)! Das Matterhorn, das sich, unwogt von Nebeln, wie ein gigantischer Block, gespenstisch zu seiner ungeheuren Höhe erhob! Welch ein Anblick! Da entfuhr den Lippen meines Mannes ein lauter Fluch. Der Tiroler hatte den großen photographischen Apparat bei sich behalten, und in dem Kleinen, den ich mit mir führte, waren nur noch zwei Platten! Was blieb übrig, als sie dem Matterhorn zu opfern. Das ganze andere Panorama aber war photographisch für uns verloren. Nun, was schadete es schließlich! Genossen haben



Das Matterhorn vom Gipfel der Dent d'Hérens.

Wanbl. phot.

wir die Aussicht doch, und unser Siegesbewußtsein konnte uns niemand nehmen. Es war wohlverdient und wertvoller als die Eindrücke einer langen Reise dort unten. Denn nirgends so wie auf den eisigen Höhen erfährt man die große Wahrheit dieses Lebens, daß man sich seine Genüsse erkämpfen muß, daß die wahre, tiefe Freude nur in kurzen inhaltreichen Augenblicken besteht, die, so kurz sie auch sein mögen, doch erst das Leben richtig ausfüllen.

Was soll ich nun noch weiter über den Abstieg sagen! Die ersten, vereisten und plattigen Felsen waren überaus schwierig zu nehmen. Ebenso mühsam gestaltete sich der Abstieg auf dem oberen Teil des Firnfeldes, auf dem die kleinen, zuvor gehauenen und weit auseinanderliegenden Stufen kaum einen Halt boten und man sich ordentlich verrenken mußte, um sie von oben her zu erreichen. Merkwürdig aber, daß wir verhältnismäßig rasch über den gefürchteten Grat hinabkamen. „Hinunter helfen eben alle Engel.“ Dann hatten wir während des Marsches durch den Gletschersturz beständig den Ausbruch eines Gewitters zu fürchten. Für den Schluß der Tour wurden uns aber noch einige besondere

Übertreibungen aufgespart. Die trümmerreiche Moräne am Ende des Gletschers erwies sich in der inzwischen herein- gebrochenen Nacht als geradezu schauderhaft; wir verirren uns auch noch bei der Felsklamm am Eingang in das untere Tal, was mehrere halsbrecherische Klettereien zur Folge hatte, und zuguterletzt konnten wir trotz aller Mühe die Almhütte nicht finden. Was blieb also nach dem mehr als 20 stündigen Marsch übrig, als unser Nachtlager im Freien aufzuschlagen! So legten wir uns schließlich unter einem Baum nieder, um nach einer Viertelstunde vor Frost und Kälte zitternd einzusehen, daß von Schlafen trotz aller Müdigkeit keine Rede sein könne. Da verkündete ein Freudengeheul des Führers, der erneut auf die Suche gegangen war, daß er die Almhütte doch noch gefunden habe. Um 10 Uhr nachts langten wir an, und so einfach die Wirt- schaft auch war, sie gefiel uns besser, als das herrlichste Schloß uns hätte gefallen können, und der Asti spumante floß nur so in Strömen.

Wir hatten einen harten, mühevollen Tag hinter uns, aber die Eindrücke waren auch überwältigend gewesen. Nicht um alles in der Welt möchte ich die Erinnerung an sie hergeben.

Blätter und Blüten

Eduard Uhl. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Das Deutsch- tum der Vereinigten Staaten hat einen schweren Verlust erlitten. Eduard Uhl, der langjährige Leiter der „New-Yorker Staatszeitung“, der eifrigste Kämpfer für die Erhaltung guter Beziehungen zwischen Deutsch- land und Amerika, ist am 2. August d. J. nach längerem Leiden gestorben. Ein Mensch von umfassender Bildung und großer Herzengüte, hat Eduard Uhl nicht nur im geselligen Leben New-Yorks als Direktor und Vizepräsident des „Vieder- franzes“ und Mitglied des „Arion“, der beiden bekanntesten deutschen Vereine Amerikas, eine bedeutende Rolle ge- spielt, sondern vor allem eine im stillen sich vollziehende Wohltätigkeit großen Stils ausgeübt, die zahllosen Bedürftigen zugute gekommen ist. Er hat der von seinen Eltern gegründeten „Nabella-Heim“, einem Altersheim für notleidende Deutsche, vorgestanden und seine Arbeitskraft und petuniäre Hilfe in nie ver- sagendem Opfermut dem deutschen Hospital zur Verfügung gestellt, hat, solange es seine geschwächte Gesundheit irgend zuließ, an allen wichtigen und geselligen Vereinigungen der Deutschen in New-York mit regem Interesse teilgenommen, und nie ist sein Herz vergebens angerufen worden, wenn es galt, für Deutsche einzutreten, unverschuldete Not zu lindern, ideale Bestrebungen zu unterstützen. Ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle — zu seinen liebsten Erinnerungen gehörten die Jahre, da er bei der „Franconia“ in Karlsruhe aktiv war, und das prächtige, seinem Körper gestiftete Heim zeugt für seine treue Anhänglichkeit! — hat Eduard Uhl für die Erstarlung des Deutschtums in Amerika Unschätzbares und Bleibendes geleistet. Sein Bild, das wir hier zur Kenntnis unserer Leser bringen, ist fest ein- gegraben in die Herzen der „drüben“ lebenden Deutschen.



Eduard Uhl †.



Karl Wahmannsdorff †.

in der Kunstsprache des deutschen Turnens“, „Die Ordnungssübungen des deutschen Schulturnens“ usw.

Der Jongleur. (Zu dem Bild auf Seite 696 u. 697.) Von den altrömischen Jocolatoren (Spaßmachern) stammt der Name, und von ihnen, den Gauklern, Wespertänzern und Schlangenbändigern zieht sich eine ununterbrochene Kette bis zu den Artisten unserer heutigen Variété-

bühnen. Sie alle gehören zur selben Familie und waren früher, in theaterarmen Jahrhunderten, hochwillkommene Leute, wo sie auch er- scheinen mochten. Italien ist ihr eigentliches Vaterland, von dort her fanden stets neue wunderbare und verwegene Kunstleistungen ihren Weg zur Nachahmung bei den schwerfälligeren Nordländern. Staunend sehen in Sizilien die deutschen Gäste des Hohenstaufenkaisers Friedrichs II. nach dem Mahl zwei anmutige Sarazenen- mädchen auf rollenden Kugeln in den Saal schweben, sich neigend und beugend, bald fliegend, bald zusammen- strebend und dazu Tamburin schlagend und mit heller Stimme singend. Ganz so weit hat es ihr späterer Nachfolger, der hübsche junge Jongleur unseres Bildes, den vor jetzt hundert Jahren ein reicher italienischer Nobile zur Unterhaltung seiner Gäste in seinen Palast geladen hat, nicht gebracht, es ist ihm offenbar nicht ganz behaglich bei dem so pomphaft angekündigten Kugeltanz, dem Schluß- und Glanzstück seiner Vor- stellung. Aber das Publikum ist sehr lebenswürdig; anerkennende Blicke der Damen, bewundernde Ausru- fe, rauschende Musikbegleitung steigern ihm den Mut, und bald wird der Augenblick da sein, wo er grazios abspringt und alle ihm aufs lebhafteste Beifall klatschen. Alle — bis auf drei — die anderweitig beschäftigt sind! Dem dort in dem stillen Nebenzimmer spielt sich just

auch ein kleines Privatshauspiel ab, das unendlich viel interessanter zu erleben und zu beobachten ist, als der Kugel- tanz drinnen in dem menschenerfüllten Prunksaal! . . .

Professor Dr. Johann Nepomuk Sepp. (Zu unserer neben- stehenden Abbildung.) Der Mün- chener Historiker Johann Nepomuk Sepp, der am 7. August sein neun- zigstes Lebensjahr vollenden konnte, wurde in Tölz geboren. Bald nach- dem er sein Geschichtsstudium abge- schlossen hatte und von einer weiten Studienreise nach Kleinasien und Ägypten zurückgekehrt war, erhielt er eine Professur an der Münchener Universität. Aber schon das Jahr darauf, 1847, wurde er auf Ein- wirkung der berüchtigten Tänzerin Lola Montez aus München verbannt und erhielt erst vier Jahre später sein Lehramt wieder. Im politischen Leben hat Sepp eine gewichtige Rolle gespielt: Er wurde im Jahre 1848 zum Mitglied des Frankfurter Parlaments gewählt, wohnte der be- rühmten Nationalversammlung in der Paulskirche zu Frankfurt bei und hat 1870 dem deutschen Einheits- gebaulen in der zweiten bayerischen Kammer zum Sieg verholfen durch die zündende Gewalt seines Wortes; eine ganze Fraktion stimmte seinem Antrag bei, der, entgegen der von den Ultramontanen und Partikula- risten aufgestellten Forderung einer „bewaffneten Neutralität“, den Zu-



Johann Nepomuk Sepp.

Sammenhæng des Reiches verlangte. Daß Professor Sepp sich auch als Lyriker und Dramatiker versucht hat, dürfte nur wenigen bekannt sein, dagegen wird das große Memoirenwerk, an dem er trotz der Schwächung seiner Sehraft bis zuletzt tätig war, von vielen mit Freude begrüßt werden, umfaßt es doch einen der bedeutungsvollsten Abschnitte deutscher Geschichte.

„Die alte Burschenschaftlichkeit.“

(Zu den Bildern auf dieser Seite.) In den ersten Augusttagen hatte Greifswald sein schönstes Gewand angelegt: Die alte „Academia pomerania“ feierte ihren Ehrentag, das Fest ihres 450jährigen Bestehens. Eine Gründung pommerischer Herzöge und beinahe zweihundert Jahre lang ihrem Heptem untertan, stand sie dann hundertfünfzig Jahre unter schwedischer Herrschaft und fiel vor nunmehr hundert Jahren an Preußen zurück. Wechselnde Scharen kern- und lebensfroher Studenten sind aus ihren Toren hervorgegangen, allezeit ist sie eine Pflegestätte deutschen Geistes, deutscher Wissenschaft gewesen, und sie soll, wie der jetzige Rektor, Professor Dr. Bonnet am Schluß seiner schönen Festrede betonte, „auch fernerhin das ihr entströmende ruhige und sichere Licht weit hinaus leuchten lassen, um den Weg zu weisen in den Gassen der Wahrheit, der Kultur und echter Religiosität.“ Unsere Bilder führen uns den Jubel jener Greifswalder Festtage recht vor Augen.



Festzug der Burschenschaftler.

Ein Fisch mit Muschelbrut.

Vor einiger Zeit wurde in der Süderelbe ein mittelgroßer Brajnen gefangen, dessen Haut am Bauch mit zahlreichen Anschwellungen überhäut war, deren Inhalt aus winzigen kleinen doppelschaligen, muschelartigen Geßilden bestand: das Tier ist leider nicht aufbewahrt, sondern verkauft worden. Fische mit derartiger „Muschelbrut“ kommen öfter vor, sie wird aber meist über eben. Zur Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung mag folgendes erwähnt werden: Nachdem man bis in die neuere Zeit, noch etwa vor 20 Jahren, über die Fortpflanzung unserer Fluß- und Teichmuscheln im Dunkeln tappte und annahm, daß die jungen Muscheln (Unio und Anodonta) kurze Zeit frei herumschwimmen, haben die neueren Forschungen ergeben, daß die jungen Muscheln längere Zeit in der Haut von Fischen schmarnopen. Nachdem nämlich die winzigen kleinen, jungen Muscheltiere die Kiemen des Muttertieres verlassen haben, sinken sie, ohne zu schwimmen, zu Boden, lassen dann aber einen langen Faden im Wasser fluten. Verührt nun ein vorüberkommender Fisch einen solchen Faden, so haßt dieser an der Haut des Fisches fest und zieht die junge Muschel nach sich, die sich dann mittels einiger starker Kalkzähne am Schalenrande, die nur im Jugendstadium der Muscheln vorhanden sind, fest in die Haut eintrallt. Diese schwillt an und überwuchert das winzige Tier. Längere



Frühstücken am zweiten Festtag auf dem Marktplatz in Greifswald. Zur 450jährigen Gedenkfeier der Universität Greifswald.



A. Hadwiger als Parsifal.

A. Hadwiger als Parsifal.

stimmt, höchste Anforderungen stellenden Schöpfung. Herr Hadwiger ward seiner Aufgabe sehr gut gerecht, besonders in ihrem ersten Teil, wo er den „reinen Toren“ darzustellen hat. Sein Spiel war großzügig, seine Stimme stand noch nicht ganz auf der Höhe von Baireuth, doch wird es nur des ersten Studiums bedürfen, ihre kleinen Unebenheiten auszugleichen. Jedenfalls ist zu hoffen, daß der Künstler, den wir hier im Bild bringen, sich zu einer festen Stütze der Baireuther Festspiele auswächst.

Dynamit im Mittelalter. Es ist gerade in der Chemie manch Produkt ungewollt zusammengekommen. Der große Chemiker Justus von Liebig sagte einmal: „Hätten die fleißigen Alchimisten des Mittelalters nicht nach Gold gesucht, dann hätte ich den Dünger nicht gefunden.“ So entstanden oft unendliche Rezepte, die, wenn der moderne Chemiker sie heute vornimmt, ganz vernünftige Dinge ergeben. Am meisten erstaunt uns, daß wir schon vor fünfhundert Jahren ein Rezept zu einem Nitroexplosivstoff an einer den damaligen Pulvermachern wohlbekannten Stelle verzeichnet finden. Also nicht Alfred Nobel, sondern ein Unbekannter zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts erfand das Dynamit. Der Mann muß ein tüchtiger Kopf gewesen sein, denn auch die Herstellung der Schwefelsäure unmittelbar aus Schwefel unter Verwendung von Salpeter kannte er. 1529 gelangte jenes Werk zum Druck, nachdem es vorher aber schon in vielen Exemplaren abgeschrieben worden war. Einen Titel hat das Buch nicht, doch war es unter dem Namen „Feuerwerkbuch“ allen Pulvermachern jener Zeit ein Kanon.

Begräbnis im Spreewald. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Wie ein Stück deutscher Vergangenheit, ein weltfremdes Eiland voll Waldesherrlichkeit und Poesie, liegt der Spreewald im Herzen der Mark, der Schlupfwinkel eines sterbenden, aber bis zum Tod das Erbe der Ahnen in Sitte und Gebräuchen hochhaltenden Volkes. Flug und Hade haben den jungfräulichen Boden noch kaum berührt, kein Räderrollen auf staubiger Landstraße, kein Peitschenknallen schreckt die Stille auf, nur Kähne gleiten unter überhängenden Zweigen dahin, sacht und heimlich, wie Träume des Lebens. Denn das Leben der wendischen Bewohner spielt sich auf diesen stillen, dunkeln Wasserstraßen ab. Geschmückte Kähne tragen die mit dem alten wendischen Hochzeitsstaat geschmückte Braut, tragen das Kindchen auf seinem ersten Weg zur Kirche, und auch zur letzten stillen Fahrt barren die Kähne der entschlafenen Walbleute. Feierlich geht der lange Zug in endlosen Windungen unter den raunenden Bäumen hin, an den kleinen Häusern vorüber, die sich ins Grün blicken. Die langen Stäbe der Männer setzen taktmäßig ein, geschickt wird jede Biegung, jeder Winkel genommen, der Spreewald ist ja

Zeit trägt nun der Fisch diesen Schmaroger, der sich von den Säften des Fisches nährt, mit sich. Wenn die Muschel eine bestimmte Größe erreicht hat, schwinden die Hakenzähne, die Muschel fällt ab und sinkt zu Boden, um ihr selbständiges Leben zu beginnen.

A. Hadwiger als Parsifal. (Zu der nebenstehenden Abbildung.) Im Parsifal, der nächsten Sommer in Baireuth das Jubiläum der fünfundsiebzigsten Aufführung erleben wird, sang ein noch Unbekannter, A. Hadwiger, die Titelrolle. Es ist jedesmal ein Wagnis, an dieser Stätte, die die glänzendsten Sterne der Sangeskunst vereinigt, einen Neuling im großen Reich der Kunst in hervorragenden Rollen auftreten zu lassen, das größte aber im Parsifal, dieser ganz auf Andacht und Weihe gestimmten, höchsten Anforderungen stellenden Schöpfung.

von Kind auf mit dem Wasser vertraut, es vermittelt ihm alles, was von draußen kommt, Leid und Freud.

Chicha bereitende Indianerin in Costarica. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Die Indianer Amerikas sind, wo sie den Alkohol nicht kannten oder doch ihm nur wenig huldigten, leicht dem „Feuerwasser“ zu gewinnen gewesen und zwar in erster Linie die nordischen Stämme, die das Schicksal mit starken Alkoholkonjumenten zusammenbrachte. Allein auch im Süden, wie in Zentralamerika, hat die Berührung mit dem nüchternen Spanier auch keine sichere Gewähr gegen das Alkoholgift geboten, wennschon es nicht zu den dezimierenden Wirkungen des Nordens kam. Die noch nach vielen Millionen zählenden Indianer Zentralamerikas, die in Berührung mit der Kultur leben, machen daher auch keineswegs den Eindruck der Verkommenheit, die wir nach Schilderungen aus Nordamerika allgemein typisch für die Rothaut erachten.



Bereitung von Chicha in Costarica.

In Zentralamerika wirkt aber der Zuckerrüben, der als ergiebige Finanzquelle Monopol der Regierungen zu sein pflegt, noch verhängnisvoll genug. Das Volk bereitet sich auch seine eigenen Gärungsprodukte, deren beliebtestes die erst in größeren Mengen herauswirkende „Chicha“ ist. Chicha kann in einfachster Weise in Holztrögen aus Mais, Bananen oder einer Yucaapflanze hergestellt werden. In Zentralamerika benutzen die Indianer dazu besonders den Mais, der gelocht zerrieben wird. Die Indianer Costaricas bedienen sich dabei eines großen Steines als Unterlage und eines kleineren als Mahlstein. Diese natürliche Mühle heißt La Tumba. Zu bemerken ist, daß die Indianer auch schon durch ein schwach herauswirkendes Getränk sehr erregt werden können. J. W.

Stumme Erzählungen einer Biesenstadt. Die Londoner Statistiken mit ihren ungeheuren Zahlen setzen uns immer wieder von neuem in Erstaunen. Die Bevölkerung des Verwaltungsgebietes der Grafschaft London wird auf 4 648 950 angegeben. Die Straßen Londons hatten im November vorigen Jahres eine Länge von zusammen 2051 englischen Meilen. In den Straßenbahnen drängt sich eine ungeheure Verkehrsquelle zusammen, es waren annähernd 157 Millionen Menschen, die sich im Jahr 1904 befördern ließen. Von mehr als 216 Millionen Passagieren weiß die Omnibusgesellschaft zu berichten. Den Postverkehr kennzeichnen folgende Zahlen:

Ausgetragene Briefe rund 730 600 000, Postkarten 147, Pakete nahezu 17, Telegramme mehr als 28 Millionen, und an beschäftigten Personen hat die Post 45 705 angegeben. — Die Schulden des Grafschaftsrats beliefen sich am 31. März 1903 auf ziemlich 1306 Millionen Mark.



S. Witt, Lübbenau, phot.

Begräbnis im Spreewald.



Katzenmütterchen.

Gemälde von H. Oehmichen.

